

STEINE SPRECHEN

ZEITSCHRIFT DER ÖSTERREICHISCHEN GESELLSCHAFT FÜR
DENKMAL- UND ORTSBILDPFLEGE

Wien, im November 2017

Nr. 152 (Jg. LVI)



70 Jahre
Österreichische Gesellschaft für
Denkmal- und Ortsbildpflege

Inhalt

Editorial Friedmund Hueber	3
Grußworte anlässlich des 70-Jahr-Jubiläums der Österreichischen Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege Prof. Dr. Barbara Neubauer, Präsidentin des Bundesdenkmalamtes Em. Univ.-Prof. Artur Rosenauer, Institut für Kunstgeschichte	5
70 Jahre kurz gefasst: Der Weg der ÖGDO Mario Schwarz	6
Es ist (fast) alles Gold was glänzt – Vergoldete Dächer und Fassaden Wiens Manfred Koller	13
Überlegungen zum Riesentor der Wiener Stephanskirche Mario Schwarz	34
Heilende Landschaft: die Gartenanlage Am Steinhof Maria Auböck	46
Die ehemalige k. u. k. Reithalle Rennweg Diether S. Hoppe	53
Wien und Budapest. 2 x Donau, 2x Hauptstadt, 2 x Weltkulturerbe Peter Bogner	57
Buchbesprechung	64
Zum Gedenken an Hofrat DI Franz Neubarth (1938–2017) Franz Neuwirth	65
Reisen wie zu Kaisers Zeiten	66
Impressum	66
Autorenverzeichnis	67
Veranstaltungskalender	68
Mitgliedschaft in der Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege	68

Umschlagabbildung:

Pallas Athene mit Nike vom Wiener Parlamentsbrunnen,

© Christian Chinna

Editorial



Abb. 1: Durch die beiden Hochhäuser, die an Stelle des Hotel Intercont und am Gelände des Wiener Eislaufvereins entstehen sollen, wird die Morphologie der Ringstraßenzone weithin sichtbar zerstört. Foto: Wertinvest, Montage Martin Kupf

Sehr geehrte Mitglieder der Österreichischen Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege, geschätzte Leserinnen und Leser dieses Blattes!

Die Österreichische Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege (ÖGDO) ist 70 Jahre alt! In diesen Jahren hat sie sich mit unterschiedlichem Erfolg um die Wertschätzung, Erhaltung und Pflege von Denkmälern, Ensembles und Orts- bzw. Stadtbildern bemüht.

Unser langjähriges Vorstandsmitglied, Univ.-Prof. Dr. Mario Schwarz widmet den ersten Beitrag in diesem Heft der Geschichte der Gesellschaft. Eigentlich ist 70 Jahre Bestand ein Anlass zum Feiern. Wir haben uns jedoch entschlossen, dem Vorstand in fünf Jahren, zum „runderen“ 75. Geburtstag, die Organisation einer würdigen Feier zu überlassen. Unsere bescheidenen Mittel werden zurzeit zur Gänze durch die Erfüllung unseres Vereinszweckes aufgesaugt.

Mein besonderer Dank gilt der Präsidentin des Bundesdenkmalamtes, Frau Prof Dr. Barbara Neubauer, die in ihren Grußworten sehr freundlich unseren Einsatz würdigt.

Wir haben uns die Aufgabe gestellt, durch Forschung und Aufklärung der Erhaltung vornehmlich gebauten Kulturgutes zu dienen. Das Hauptinteresse liegt dabei auf der Erschließung und dem Schutz nicht reproduzierbarer Werte, um die historisch gewachsene Vielfalt zu erhalten

und durch Gegenwartsbezüge der breiteren Öffentlichkeit verständlich zu machen.

In dieser Ausgabe von „Steine Sprechen“ widmet sich kein Beitrag unserer nun schon langjährigen Sorge um einen angemessenen Umgang mit der Ringstraßenzone, dem Branding unserer Bundeshauptstadt. Das soll nicht bedeuten, dass wir unsere Bemühungen aufgegeben haben, dafür Verständnis zu wecken und Schlimmstes zu verhindern.

Mit der imperialen Vergangenheit und deren Relikten wird in Wien einerseits geworben und werden viele tausend Touristen angelockt, andererseits ist es erschreckend, wie arglos die Stadtregierung und ihre Spitzenbeamten der Habgier von Immobilienentwicklern hochwertige, zentrale Stadtgebiete opfern. Es ist unverständlich, dass sich die grüne (!) Planungstadträtin **Vassilakou** und ihr Parteigenosse **Christoph Chorherr**, ohne den zur Zeit in der Flächenwidmung Wiens nichts läuft, dem Motivationaleinsatz von Immobilienwertentwicklern erliegen und die Voraussetzung zur Zerstörung unwiederbringlichen Kulturgutes schaffen. Sind die beiden (so leicht?) motivierbar, oder resultiert die Einschätzung dessen, was da zur Zerstörung frei gegeben wird, aus Unwissenheit?

Mangelnde Bildung, die Geschichte der Baukultur betreffend, ist heute allorts präsent, auch in den Reihen von Politikern, verantwortlichen Beamten und planenden Architekten. Es ist aber beruhigend, dass zumindest Kunstschaffende, Architekten und Kunsthistoriker mehrheitlich einen adäquaten Umgang mit unserem, von der UNESCO ausgezeichneten, Weltkulturerbe fordern.

All jenen, die mit den alten Gebäuden, auch wenn sie noch gut funktionieren, nichts anzufangen wissen und sie daher gering schätzten, sei empfohlen, sich deren Gesetzmäßigkeiten verständlich zu machen. Auch zur Wertschätzung Moderner Kunst ist es notwendig, sie zu verstehen. Um es mit Goethe zu sagen: „Man sieht nur, was man kennt“. Daher ist es uns wichtig, Kenntnisse zu vermitteln, um Wertschätzung zu wecken.

Um auf unsere Sorgen aufmerksam zu machen, habe ich diesen Zeilen zwei Bilder erschreckender Projekte beigelegt. Das eine rückt der Semiotik, der künstlerischen Wirkung der Karlskirche zu Leibe. Das andere zerstört protektionistisch und mit Fernwirkung die Homogenität eines wesentlichen Teiles der Ringstraßenzone.

Als Kulturinteressierte und als Kulturschaffende schätzen wir natürlich gute Architektur in jedem der zeitgenössischen „Stile“, die unsere pluralistische Gesellschaft hervorbringt. Beim Bauen im Bestand gemahnen wir nur daran, dem Bestand eine gleichwertige Qualität entgegen zu setzen. Wird eine Lücke im Ensemble geschlossen, so wird eine Architektur, mit zeitgenössischen Materialien

und Konstruktionen die Morphologie und Gesetzmäßigkeit des Bestandes zu berücksichtigen haben und wenn es gilt, die Bedeutung des Bestandes zu unterstreichen, hat sich das Neue respekt- und qualitätsvoll zu bescheiden.

Wer an der Erforschung, der Präsentation und am Schutz von gebautes Kulturgut Interesse hat, ist herzlich eingeladen, sich mit uns als Mitglied der ÖGDO dafür einzusetzen.

In diesem Sinne gratuliere ich im Namen des Vorstandes, sowie im eigenen Namen, der ÖGDO zu ihrem 70-jährigen, erfolgreichen Bestehen. Unser Fachjournal „**STEINE SPRECHEN**“ hat sich beachtlich weiter entwickelt. Ich hoffe, dass es uns gelingen wird, durch fundierte Fachbeiträge und konstruktive Kritik zu fortschreitendem Verständnis für die Bedeutung unseres kulturellen Erbes beizutragen.

Friedmund Hueber
Präsident der ÖGDO



Abb. 2: Am Karlsplatz soll die Karlskirche massiv bedrängt und ihre Erhabenheit beeinträchtigt werden. Bleibt das Bestandsobjekt der Winterthur-Versicherung mit seinem banalen Raster noch unter der Höhe des Hauptgesimses der Kirche, wird die Semiotik der Karlskirche durch die geplante Höhe und dadurch auch durch die Nähe zur Kirche gewaltig beeinträchtigt. (Wettbewerbs-Siegerprojekt von Henke/Schrieck)

Grußworte anlässlich des 70-Jahr-Jubiläums der Österreichischen Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege

Prof. Dr. Barbara Neubauer, Präsidentin des Bundesdenkmalamtes

Mit der am 12. Juni 1947 erfolgten Gründung des „Vereins für Denkmalpflege in Wien“ begann eine langjährige und äußerst verlässliche Partnerschaft zwischen dem Verein und dem Bundesdenkmalamt. Der Gründer des Vereins, der Präsident des Bundesdenkmalamtes Dr. Otto Demus, erkannte schon damals die Notwendigkeit, Denkmalschutz und Denkmalpflege in der Öffentlichkeit breiter zu verankern.

Durch die in den folgenden Jahrzehnten stattgefundenen gesellschafts-kulturpolitischen und wirtschaftlichen Veränderungen ergaben sich für Denkmalschutz und Denkmalpflege neue Herausforderungen. Im Lichte der Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges und der auch danach zahlreichen zerstörerischen Eingriffe in Stadt- und Ortsbilder wurde bald die Notwendigkeit erkannt, den Ensembleschutz zu thematisieren. Diese Bewusstseinsbildung führte dazu, dass sich der Verein bereits 1961 in „Verein für Denkmal- und Stadtbildpflege“ umbenannte, und damit die Ausrichtung des Vereins vorerst auch auf die Stadtbildpflege erweitert wurde. 1998 erfolgte erneut eine Umbenennung zur heutigen Bezeichnung „Österreichische Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege“. Damit wird nun auch in der Benennung klar zum Ausdruck



Abb. Barbara Neubauer,
© G. Bergmeier, L. Nitsche/Graphische

gebracht, dass die Gesellschaft sich als wichtiger PropONENT für den auf Länderebene geregelten Ortsbildschutz sieht, für den der Denkmalschutz – ausgenommen die unter Schutz stehenden Ensembles – keine Zuständigkeit hat. Mit seiner regelmäßig erscheinenden Publikation und den hochqualitativen, breitgefächerten wissenschaftlichen Beiträgen zu diversen Denkmal- und Ortsbildschutzthemen sowie den interessanten Veranstaltungen hat sich die Gesellschaft zu einem der wichtigsten Partner des Bundesdenkmalamtes etabliert. Vor allem bei kontroversiell geführten Diskussionen zeigt sich die Bedeutung dieser Partnerschaft, die eine Plattform für den Diskurs bietet, der im Interesse der Erhaltung des gemeinsamen kulturellen Erbes professionell und transparent geführt werden muss.

Ich möchte mich an dieser Stelle für die langjährige Zusammenarbeit und Unterstützung bedanken und eine ganz herzliche Gratulation zum 70-jährigen Bestehen der „Österreichischen Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege“ aussprechen. Verbunden damit ist die Hoffnung, dass die Gesellschaft mit ihren Mitgliedern auch in Zukunft ein wichtiger Partner des Bundesdenkmalamtes bleiben wird.

Em. Univ.-Prof. Artur Rosenauer, Institut für Kunstgeschichte

70 Jahre fruchtbarer Tätigkeit, getragen von unermüdlichem Einsatz, hoher Kompetenz und wachem Bewusstsein für die Bedeutung und Unersetzlichkeit zahlreicher Kulturgüter, sind Anlass für die Feier eines stolzen Jubiläums. Lässt man die Liste der geretteten und restaurierten Kunstdenkmäler Revue passieren, so kann man kaum glauben, dass dieses Pensum in siebzig Jahren zu bewältigen war.

Das Jubiläum ist auch ein Anlass sich des engen Zusammenwirkens zwischen der Kunstgeschichte an der Universität Wien und dem Bundesdenkmalamt zu erinnern. Angefangen von der „heroischen“ Zeit der Gründungsväter Alois Riegl und Max Dvořák, von denen jeder

grundlegende Texte zu Fragen der Denkmalpflege verfasst hat, über Otto Demus bis hin zu den Dozenten und Professoren, die bis heute ein lebendiges Zeugnis einer fruchtbaren Symbiose von Universitätskunstgeschichte und Denkmalpflege ablegen.

Ich gratuliere der Österreichischen Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege und wünsche ihr eine glänzende und produktive Zukunft! An neuen Aufgaben wird es ihr gewiss nicht mangeln.

70 Jahre kurz gefasst: Der Weg der ÖGDO

Mario Schwarz



Abb. 1: Heinrich v. Ferstel, sog. Palais Ferstel, © Christian Chinna

Am 12. Juni 1947, vor nunmehr mehr als siebzig Jahren – wurde im Gebäude des Österreichischen Ingenieur- und Architektenvereins in Wien unter dem Vorsitz des damaligen Leiters des Bundesdenkmalamtes, Universitätsdozent Dr. Otto Demus der *Verein für Denkmalpflege in Wien* gegründet. Als Redner der Gründungsversammlung trat der damalige Bürgermeister der Stadt Wien Theodor Körner auf, der von der Versammlung zum Ehrenpräsidenten des Vereins gewählt wurde. Erster amtierender Präsident des Vereins wurde der Wiener Dombaumeister von St. Stephan, Professor für Baukunst und Rektor der Technischen Hochschule Architekt Hofrat Dipl.-Ing. Dr. Karl Holey (1879–1955)¹. Der Gründung vorausgegangen war längere Vorbereitungen eines Proponentenkomitees, dem zahlreiche namhafte Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens angehörten.

Im Proponentenkomitee traten nicht weniger als 14 Vertreter der Stadt Wien in Erscheinung, darunter der Stadtrat für Kultur und Volksbildung Dr. Viktor Matejka und der Präsident des Stadtschulrates, Nationalratsabgeordneter Dr. Leopold Zechner, der Stadtbaudirektor sowie Wiener

Bezirksvorsteher. Auf Bundesebene erschienen leitende Beamte der Ministerien im Proponentenkomitee, wie die Sektionschefs des Bundesministeriums für Unterricht Dr. Ernst Hefel und Dr. Hans Perntner, der Leiter der Bundesgebäudeverwaltung Hofrat Arnold Bodenstein, der Leiter des Haus-, Hof- und Staatsarchivs, der Generaldirektor der Österreichischen Nationalbibliothek, Staatsoperndirektor Franz Salmhofer sowie acht Vertreter der Bundesmuseen. Professoren der Wiener Akademie der bildenden Künste, wie deren Rektor Prof. Robin Christian Andersen, der Direktor der Hochschule für angewandte Kunst Prof. Max Fellerer und die Professoren der Technischen Hochschule Michel Engelhart, Karl Kupsky, Karl Ginhart und Erich Boltenstern unterstützten den Aufruf zur Gründung des Vereins ebenso wie zahlreiche Vertreter des Baugewerbes, künstlerischer Handwerksbetriebe samt einer großen Zahl von Persönlichkeiten des Wiener Kulturlebens wie Dr. h.c. Manfred Mautner Markhof oder Stephanie Gräfin Harrach sowie der Katholischen Kirche mit Domvikar Alois Penall und Domdechchant Josef Wagner.

Im Gründungsjahr 1947 war die Stadt Wien noch von den Bombenschäden des Zweiten Weltkriegs gezeichnet. Charakteristisch für die Jahre des Wiederaufbaues war allerdings, dass man der Wiederherstellung schwer getroffener Monumentalbauten, wie der Staatsoper, des Burgtheaters, des Parlaments und der Universität und nicht zuletzt des Wiener Stephansdomes eine besonders hohe Wichtigkeit und einen Vorrang gegenüber manchen anderen notwendigen Instandsetzungen einräumte. Der erste Präsident des Vereins Prof. Holey war für die umfangreichen Restaurierungsarbeiten am Stephansdom verantwortlich, Vizepräsident Architekt Michel Engelhart für den Wiederaufbau des Burgtheaters, Prof. Boltenstern für die Wiederherstellung der Staatsoper.

Der *Verein für Denkmalpflege in Wien* entwickelte schon in seinen ersten Bestandsjahren eine rege Vortragstätigkeit und veranstaltete Informationsabende und Exkursionen zu Wiener Baudenkmalern, unter denen die Aktivitäten der zu dieser Zeit noch jungen Vorstandsmitglieder Dr. Eduard Sekler und Dr. Gertrude Tripp besonders zu nennen sind. 1949 gab der Verein im Verlag Herold seine erste Buchpublikation mit dem Titel *Die Steine von Sankt Stephan* heraus. Verfasser war der Pionier der Baugeologie Professor Dr. Alois Kieslinger. Diese Veröffentlichung wurde in Fachkreisen als ein Standardwerk für die architekturhistorische Bauforschung anerkannt.

Eine fundierte kulturgeschichtliche Aufarbeitung der *res gestae* des Vereins muss dereinst anhand der erhaltenen Archivalien noch unternommen werden und kann hier nur in großen Linien nachgezeichnet werden.

Nachdem Dombaumeister Karl Holey den Verein bis zu seinem Tode im Jahr 1955 geleitet hatte, folgte die Präsidentschaft von Hochschulprofessor Architekt Dipl.-Ing. Dr. Michel Engelhart (1897–1969)², unter dessen Leitung der ständige Sitz des Vereins im Wiener Künstlerhaus etabliert wurde, wo Professor Kupsky einen Raum für die Vorstandsarbeit und für das Vereinsarchiv zur Verfügung stellte. Nun erhielt der Verein auch ein eigenes Emblem: Um ein bleibendes Zeichen zu setzen, hat der Verein eine Darstellung der Fassade der im Jahr 1958 abgebrochenen Reitschule des Palais Erzherzog Rainer von Johann Bernhard Fischer von Erlach zu seinem Logo gewählt. Die Gestaltung des Emblems wurde von Diplomgraphiker Prof. Otto Swoboda entworfen. Hier darf ergänzend angemerkt werden, dass die Skulpturen und Ornamente dieses Baues – von Otto Swoboda für den Verein geborgen – noch lange Zeit in Depots aufbewahrt waren, und dass Vorstandsmitglied Roland Schachel bei der Planung des neuen Parks vor dem Palais Trautson den Vorschlag gemacht hat, die Barockfassade unter Verwendung der originalen Bestandteile als „point-de-vue“ eines „Wiener Mirabellgartens“ zu rekonstruieren.

Nachdem Professor Engelhart das Präsidentenamt aus Gesundheitsgründen zurücklegen musste – er blieb bis zu seinem Tode im Jahr 1969 Ehrenpräsident des Vereins – folgte 1959–1963 als Präsident Hofrat Dr. Ernst Buschbeck (1889–1963)³, pensionierter Erster Direktor des Kunsthistorischen Museums. 1961 wurde auf Vereinsbeschluss die erste Umbenennung der Vereinigung in *Verein für Denkmal- und Stadtbildpflege* durchgeführt, um den verstärkt hervortretenden Anliegen der Altstadterhaltung und Stadtbildgestaltung auch im Vereinstitel Ausdruck zu verleihen. Unter Präsident Buschbeck beschloss der Verein außerdem im Jahr 1962 die Herausgabe einer periodischen Zeitschrift zur Information und Vermittlung der Öffentlichkeitsarbeit über die Vereinstätigkeit, die den Titel *Steine sprechen* erhielt. Die Zeitschrift bildet bis heute, neben dem Newsletter im Internet, das wichtigste Medium der Öffentlichkeitsarbeit des Vereins und ist bisher in 152 Ausgaben erschienen.

Als im Jahr 1951 das durch Kriegs- und Besatzungsschäden im Jahr 1945 devastierte ehemals fürstlich Liechtenstein'sches Schloss in Guntramsdorf, Niederösterreich, demoliert wurde, blieb lediglich der Gartenpavillon erhalten, der wahrscheinlich um 1715 von Johann Lukas von Hildebrandt erbaut und 1728 mit Wandmalereien von Jonas Drentwett ausgestattet worden war. Um diesen Bau zu retten, kaufte ihn der Verein vorübergehend an und übertrug ihn 1963 der Marktgemeinde Guntramsdorf ins Eigentum, die ihn daraufhin vorbildlich restaurieren ließ.

Nachdem Ernst Buschbeck bei einer Reise in Portugal im Jahr 1963 unter tragischen Umständen um sein Leben gekommen war, folgte 1964–1967 als nächster Präsident des Vereins Dipl.-Ing. Dr. Jaro K. Merinsky (1895–1978)⁴, der auch das Amt eines Rektors der Technischen Hochschule bekleidete. Unter seiner Präsidentschaft kam es zur

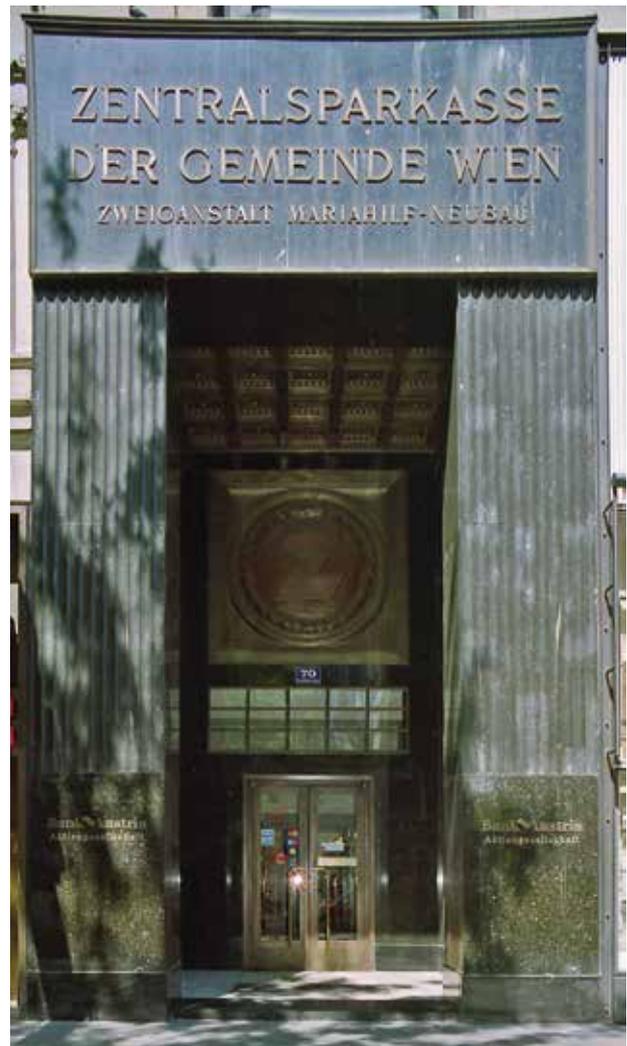


Abb. 2: Adolf Loos, Zentralsparkasse Filiale Mariahilferstraße, © Christian Chinna

Durchführung der ersten anlassbezogenen Wiener Bürgerinitiative in einer Denkmalschutzfrage: Als im Jahre 1965 die barocke *Florianikirche*, die ehemalige Matzleinsdorfer Pfarrkirche im IV. Wiener Gemeindebezirk, dem Verkehr geopfert und demoliert werden sollte, führte der Verein eine Unterschriftenaktion zum Aufruf für ihre Rettung durch. Die Aktion wurde durch zahlreiche Persönlichkeiten des Wiener Kulturlebens sowie prominenter Architekten wie Roland Rainer, Karl Schwanzner, Gustav Peichl, Carl Auböck und Otto Niedermoser unterstützt und erzielte innerhalb kurzer Zeit mehr als 10.000 Unterstützungsunterschriften. Der Bau wurde dennoch abgerissen, was allerdings schon bald danach von den Verantwortlichen als großer Fehler erkannt wurde. Nachträglich wurde der Verlauf der Unterschriftenaktion und der Fehlentscheidung durch Vizepräsident Eduard Michelitsch und Prof. Otto Swoboda in einer Sonderausgabe der Zeitschrift *Steine sprechen* dokumentiert.

1967 wurde Professor Dr. Rudolf Bachleitner, Diözesankonservator und Leiter des Diözesanmuseums der Erzdiözese Wien, als Nachfolger von Jaro Merinsky zum Präsidenten des Vereins gewählt; bei den periodischen



Abb. 3: Elisabeth-Kapelle, Am Himmel, Wien-Grinzing,
© Christian Chinna

Generalversammlungen immer wiedergewählt übte er diese Funktion 31 Jahre, bis 1998, aus. Unter seiner Leitung beschloss die Generalversammlung im Jahr 1979 die zweite Namensänderung der Vereinigung in den heute bestehenden Vereinstitel Österreichische Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege.

Die wichtigsten Ereignisse der Vereinsgeschichte unter der Präsidentschaft von Rudolf Bachleitner waren:

- seit 1969: der erfolgreiche Protest gegen die beabsichtigte Demolierung des *Bank- und Börsengebäudes der österreichisch-ungarischen Bank* in der Wiener Herrengasse von Architekt Heinrich v. Ferstel, das in den Folgejahren vorbildlich restauriert und als „Palais Ferstel“ wiedereröffnet wurde (Abb. 1);
- 1973: die Rettung der von der Zerstörung bedrohten Filialanstalt der Zentralsparkasse der Gemeinde Wien in der Wiener Mariahilferstraße, ein Werk des Architekten Adolf Loos, die daraufhin als Banklokal revitalisiert und vorbildlich restauriert wurde (Abb. 2);
- 1974: erster Aufruf zur Rettung der vom Verfall bedrohten *Elisabethkapelle am Himmel* in Grinzing, die schließlich nach einer weiteren Intervention des Vereins (1998) vorbildlich restauriert wurde (Abb. 3);
- 1975: Initiative zur Erhaltung der von der Auflassung bedrohten *Vorortelinie der Wiener Stadtbahn* und ihrer Verkehrsbauwerke von Architekt Otto Wagner, die in der Folge als Schnellbahnlinie revitalisiert und vorbildlich restauriert wurde;

- 1976: die Rettungsaktion für das vom Abbruch bedrohte Wiener *Ronacher-Theater*, das in der Folge von Architekt Luigi Blau restauriert und revitalisiert wurde;
- 1976: Initiative zur Rettung der vom Verfall bedrohten ehemaligen *Marienkirche am Grünen Anger* in Neuberg, Steiermark, die in der Folge vorbildlich restauriert und wieder eingeweiht wurde; (Abb. 5)
- 1978: erfolgreiche Initiative zur Erhaltung des vom Verfall bedrohten barocken *Herrenhauses Schmid von Schmidfelden* in Wöllersdorf, das danach denkmalgerecht restauriert und revitalisiert wurde;
- 1979: erfolgreiche Initiative zur Erhaltung des vom Abbruch bedrohten barocken Schlosses Stuppach, das in der Folge restauriert und revitalisiert wurde;
- 1980: Herausgabe der Broschüre *Denkmalschutz im Unterricht*, verfasst von Gotthard Fellerer, Peter Müller und Mario Schwarz, in hoher Auflage, subventioniert vom Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung, die kostenlos an Schulen verteilt wurde, um den Unterricht im Fach Bildnerische Erziehung zu unterstützen;
- 1982: Herausgabe des Buches *Landhaus und Villa in Niederösterreich 1840–1914* im Verlag Hermann Böhlau's Nfg., verfasst von Klaus Eggert, Géza Hajós, Mario Schwarz und Patrick Werkner, welches einen Anerkennungspreis als eines der *schönsten Bücher Österreichs des Jahres 1982* erhielt;
- 1982: die Rettung der vom Abbruch bedrohten *Villa Hahn* in Baden, ein Werk des Architekten Otto Wagner, das in der Folge restauriert wurde;
- 1983: Protest gegen die Zerstörung des historischen Mobiliars des *Café Sperl* in Wien-Mariahilf;
- 1983: die Mitwirkung an der breiten Protestaktion gegen den Abbruch der historischen *Stadtbahnbrücke über die Wienzeile* von Architekt Otto Wagner, die danach durch Umplanung der Streckenführung der U-Bahn erhalten und restauriert werden konnte;
- 1985: Rettungsaktion zur Erhaltung des *Sanatoriums Purkersdorf* von Architekt Josef Hoffmann, das in der Folge auf seinen Originalzustand rückgebaut und vorbildlich restauriert wurde (Abb. 4);
- 1988: Protestaktion gegen die durch den geplanten Bau eines Basistunnels von der Auflassung bedrohten historischen *Semmeringbahn*, die in der Folge zum UNESCO-Weltkulturerbe erhoben wurde;
- 1988: erfolgreiche Protestaktion gegen die geplante Aufstockung des *Wiener Kursalons*;
- 1989: Initiative zur Erhaltung des *Arbeitsamts Liesing* von Architekt Ernst Anton Plischke, welches danach vorbildlich restauriert wurde;
- 1990: erfolgreiche Aktion zur Erhaltung der vom Abbruch bedrohten historistischen *Reithalle* in

den ehemaligen *Hofstallungen* der Wiener Hofburg, die danach im Projekt des *Wiener Museumsquartiers* berücksichtigt und denkmalgerecht restauriert werden konnte;

- 1992: Protestaktion gegen den Bau des *Leseturmes* im *Wiener Museumsquartier*, der in der Folge aus dem Gesamtprojekt herausgenommen wurde;
- 1993: Initiative zur Erhaltung der originalen Bau-Substanz der *Redoutensäle* in der Wiener Hofburg nach ihrem Brand, die in der Folge vorbildlich restauriert wurde.
- 1996: Veranstaltung der Schulaktion *Das Alte erhalten – die Zukunft gestalten*, gemeinsam mit AUSTRIA NOSTRA.
- 1997: Jubiläumsfeier an der Universität Wien zum fünfzigjährigen Bestehen der Vereinigung.

Ergänzend zur Zeitschriftenreihe *Steine sprechen* wurde 1983 die begleitende Publikationsreihe *Steinschlag* in Form faltbarer Informationsposter begründet.

Während der Präsidentschaft Rudolf Bachleitners kam es seit 1976 zu einer erfolgreichen Zusammenarbeit mit der Vereinigung *PRO EUROPA NOSTRA*. 1977 erhielt Präsident Bachleitner von der Bundesministerin für Wissenschaft und Forschung Dr. Herta Firnberg die *Denkmalschutzmedaille* als staatliche Auszeichnung seiner Tätigkeit in der Spitze unserer Vereinigung. Auch noch weitere Mitglieder des Vorstands wurden wegen ihrer persönlichen Leistungen mit dieser Medaille ausgezeichnet, wie Professor Ludwig Sackmauer, Frau Architektin Prof. Martha Bolldorf-Reitstätter, Frau Dr. Erika Neubauer und Mag. Harald Seyrl. Die Österreichische Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege vergab auch ihrerseits Ehrungen: Zu Ehrenmitgliedern wurden während der Präsidentschaft Bachleitners auf Beschluss der Generalversammlung folgende Persönlichkeiten ernannt: Ministerialrat Dr. Walter Hafner (1975), Frau Professor Riki Raab (1988), Vizepräsident Dkfm. Eduard Michelitsch (1988), Univ.-Prof. Architekt DDr. Eduard F. Sekler (1995) und Frau Prof. Mag. art. Martha Bolldorf-Reitstätter (1997). Als Zeichen der Ehrenmitgliedschaft wurde den Geehrten die im Auftrag der Gesellschaft geprägte *Silberne Medaille für Verdienste um den Denkmalschutz* verliehen.

Bei der Generalversammlung des Jahres 1998 wurde Universitätsprofessor Architekt Dipl.-Ing. Dr. Alois Machatschek (1928–2014)⁵ zum Präsidenten unserer Gesellschaft gewählt. Gleichzeitig wurde Altpäsident Prof. Dr. Rudolf Bachleitner auf Lebenszeit zum Ehrenpräsidenten ernannt. Wichtigste Ereignisse unter der Präsidentschaft Alois Machatscheks waren:

- Seit 1999: Aktion zur Erhaltung und Restaurierung der so genannten *Klimt-Villa* in Wien-Hietzing, die schließlich vorbildlich restauriert und als letztes Atelier des Malers Gustav

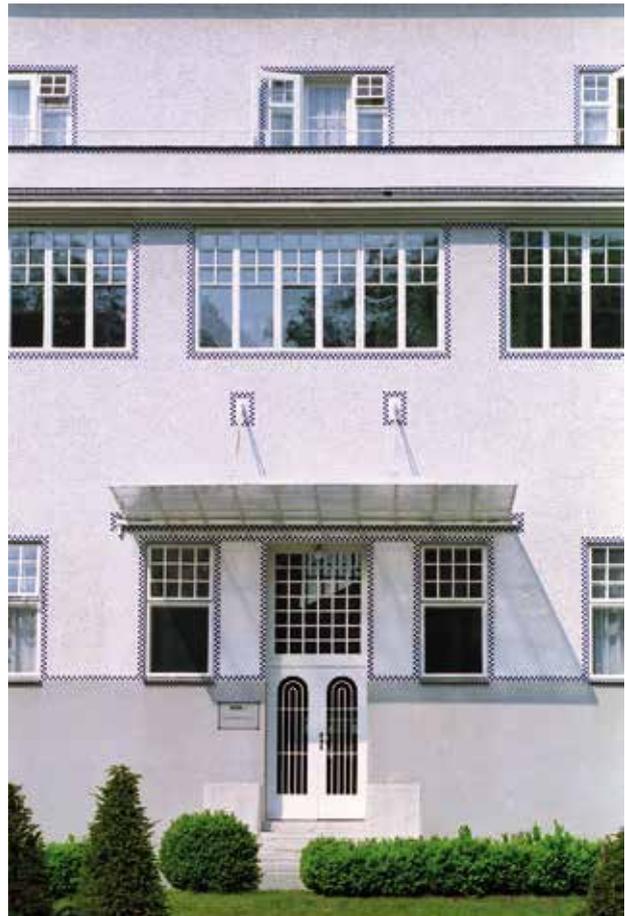


Abb. 4: Josef Hoffmann, Sanatorium Purkersdorf, © Christian Chinna

Klimt in eine Gedenkstätte umgewandelt wurde. Das Projekt wurde von Europa Nostra ausgezeichnet;

- 2000: Protestaktion gegen den Abbruch des *Kai-Palastes* am Franz-Josefs-Kai in Wien
- 2001: Mitwirkung an der Rettungsaktion zur Erhaltung und für die Restaurierung der durch Brand zerstörten *Wiener Sofiensäle*;
- 2001: Protest gegen die Entfernung und Verbringung ins Ausland des historischen Inventars von Schloss Anif in Salzburg;
- 2002: Veranstaltung des Symposiums *Stadtbildveränderungen seit 1945* in der *Klimt Villa* in Wien-Hietzing;
- 2002: Protest gegen die Entfernung von *historischer Straßenmöblierung* an der Wiener Ringstraße;
- 2003: Protestaktion gegen das Hochhausprojekt *Wien-Mitte*, das den Bestimmungen des UNESCO-Weltkulturerbes Wien-Innere Stadt widersprach und das in der Folge in den Dimensionen wesentlich reduziert wurde;
- 2004: Veranstaltung des Symposiums *Stadtbildveränderungen und Baukultur* im Historischen Museum der Stadt Wien;
- 2004: Protest gegen die Zerstörung der *Meierei im Stadtpark*;

- 2004: Initiative zur verstärkten Berücksichtigung des Denkmalschutzes in einer geplanten Verwaltungsreform der Republik Österreich;
- 2005: Protest gegen die Beeinträchtigung des Stadtbildes durch geplante *Hochbauten im Bereich des Wiener Zentralbahnhofes*, die in der Folge in ihrer Kubatur reduziert wurden.

Gemeinsam mit der Gesellschaft für vergleichende Kunstforschung in Wien und mit der Kunsthistorischen Gesellschaft wurden Vortragsabende über Themen der Denkmalpflege und der architekturgeschichtlichen Forschung organisiert. Die Zusammenarbeit mit anderen nichtgovernmentalen Organisationen (NGOs) wie EUROPA NOSTRA und ICOMOS wurde in gemeinsamen Projekten intensiviert.

Während der Präsidentschaft von Alois Machatschek wurden auf Beschluss der Generalversammlung folgende Persönlichkeiten zu Ehrenmitgliedern der Gesellschaft ernannt und mit der Verdienstmedaille der Gesellschaft ausgezeichnet: Univ.-Prof. Dr. Gerhard Jagschitz und Dr. Hans Georg Orator, Vorstandsdirektor der ÖRAG Österreichische Realitäten AG i.R.

Die Generalversammlung des Jahres 2005 wählte Universitätsprofessor Architekt Mag. Dr. Wilfried Posch⁶ zum Präsidenten unserer Gesellschaft. Die wichtigsten Tätigkeiten der Gesellschaft während seiner Präsidentschaft waren:

- 2006: Aufruf zur unveränderten Erhaltung des *20er Hauses (Museum des 20. Jahrhunderts)* von Architekt Karl Schwanzer;
- 2006: Veranstaltung des Symposiums *Kulturerbe ohne Schutz* im Wien-Museum;
- 2007: Aufruf zur unveränderten Erhaltung des historischen *Hofkammerarchivs* in Wien
- 2007: Jubiläumsfeier zum sechzigjährigen Bestehen der Vereinigung;
- 2008: Protest gegen die geplante Entfernung und Verbringung des historischen *Riesenrundgemäldes der Schlacht auf dem Berg Isel* aus seinem Pavillon in Innsbruck;
- 2009: Unterstützung der Protestaktion gegen die Verbauung des *Augartenspitzes* in Wien;
- 2010: Protest gegen die Demolierung der Anstaltskapelle im Geriatriezentrum Baumgarten in Wien mit Wandmalereien von Prof. Sepp Zöchling (1914–1989)

Bei der Generalversammlung des Jahres 2011 wurde Universitätsprofessor Architekt Dipl.-Ing. Dr. Friedmund Hueber⁷ zum Präsidenten der Gesellschaft gewählt. Es erfolgte eine stärker auf die einzelnen Bundesländer Österreichs fokussierte Tätigkeit, die sich auch in der Schwerpunktsetzung der Ausgaben der Zeitschrift *Steine sprechen* ausdrückte (z. B. Steiermark, Oberösterreich, Burgenland, Niederösterreich, Wien). Die Öffentlichkeitsarbeit der

Gesellschaft wurde verstärkt über die aktuellen Mitteilungen im *Newsletter* via Internet vermittelt. Seit 2017 kann man die Zeitschrift *Steine sprechen* auch kostenlos herunterladen und digital lesen. Zu wichtigen Themen wurden Presseaussendungen und die Teilnahme an Pressekonferenzen eingesetzt.

Die Gesellschaft veranstaltete für ihre Mitglieder alljährlich wissenschaftlich geführte Studienreisen zu UNESCO-Weltkulturerbestätten (Ionien, Sizilien, Ukraine, Mähren, Slowakei).

Schwerpunkte seit der Präsidentschaft Friedmund Huebers waren und sind:

- ab 2012: Proteste gegen die Errichtung eines geplanten Hochhauses auf dem Areal des *Wiener Eislaufvereins* und des *Hotel InterContinental*;
- ab 2015: Aktionen zur Verteidigung des UNESCO-Weltkulturerbe-Prädikats der *Wiener Innenstadt*
- 2017: Proteste gegen die Aufstockung des *Winterthur-Hauses* neben der Karlskirche auf dem Wiener Karlsplatz.

Im Jahr 2014 beschloss die Generalversammlung der Gesellschaft die Ernennung des Präsidenten des Österreichischen Nationalkomitees ICOMOS Univ.-Prof. Hofrat

Monumento SALZBURG
 Fachmesse für Kulturerbe | Denkmalpflege
 11.1. – 13.1. 2018

MONUMENTO
 Salzburg

Leitthemen zur Monumento 2018

- Traditionelles Handwerk und Kulturlandschaft
- Disziplinen der Restaurierung und handwerkliche Techniken
- Aufbruch in die Digitalisierung und Vermittlung

www.monumento-salzburg.com

messezentrum salzburg
 salzburgarena

Dr. Wilfried Lipp zum Ehrenmitglied. Diese Ehrung wurde 2015 im Rahmen einer Feier mit der Überreichung der Verdienstmedaille der Gesellschaft vollzogen.

Während dieser sieben Jahre der Vereinsgeschichte, die durch einen Wechsel von Höhen und Tiefen, von Erfolgen sowie auch von Misserfolgen gekennzeichnet war, hat sich das Bild der Denkmalpflege in der Öffentlichkeit ganz wesentlich verändert. Was 1947 zunächst das Anliegen einer Elite von Kulturträgern war, wie wir sie im Proponentenkomitee zur Gründung des Vereins verzeichnet finden, ist heute ein Gegenstand breiter öffentlicher Diskussion. Fragen des Denkmalschutzes, der Altstadterhaltung, des baulichen Erscheinungsbildes in Stadt und Land sind heute Thema für Bürgerinitiativen und Unterschriftenaktionen und finden in den auflagenstärksten Zeitungen, vor allem aber im Internet höchste Beachtung und Beteiligung. Obwohl die Öffentlichkeit heute stärker als je zuvor auf die Problematik der Altstadterhaltung und Stadtbildgestaltung aufmerksam gemacht wird, erscheint die denkmalwürdige erhaltenswerte Bausubstanz in Stadt und Land nicht weniger bedroht als in den Anfangstagen der Vereinigung. Trotz der Errichtung von Schutzzonen und der Ernennung von Ortsbildsachverständigen und trotz einer flächendeckend angestrebten Erfassung und Dokumentation der erhaltenswerten Objekte erfolgen gerade in diesen Bereichen immer wieder schwer wiegende Veränderungen bis zu Demolierungen.

Allzu oft kommt die Unterschutzstellung von Objekten nach dem Denkmalschutzgesetz zu spät, da die bürokratische Prozedur langwierig ist und die Eigentümer mehr denn je von der Möglichkeit eines Rekurses Gebrauch machen und ihre Rechtsmittel dabei bis zum Äußersten ausschöpfen. Die Situation des Denkmalschutzes wird auch dadurch erschwert, dass sich die Eigentümerstruktur in den Stadtzentren im Lauf der Zeit stark verändert hat. An die Stelle einer überwiegenden Zahl privater Hauseigentümer treten Investmentgesellschaften und Immobilienmanager, die mit allen Mitteln eine maximale Rendite aus den Objekten erzielen wollen. Dementsprechend ist der wirtschaftliche Druck zu Dachbodenausbauten und Nutzungsänderungen in den historisch gewachsenen Stadtbereichen überall festzustellen. Hier kommt der amtliche Denkmalschutz oft zu spät, um gravierende Veränderungen rechtzeitig zu verhindern.

Im Unterschied zu Bürgerinitiativen, die sich oft wieder auflösen, wenn das umstrittene Objekt aus dem aktuellen Blickfeld gerät, bietet die Österreichische Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege durch ihr jahrzehntelanges Bestehen die Gewähr der Kontinuität, was sie aber auch – viel stärker als die Bürgerinitiativen – zu einer verantwortungsbewussten Argumentation verpflichtet. Die ausgewiesene fachliche Kompetenz ihrer ehrenamtlichen Mitarbeiter hat der Gesellschaft mit den Jahren ein beträchtliches Ansehen verschafft. Von Fall zu Fall wurden auch Bürgerinitiativen begleitend unterstützt, wenn sie die gleichen Ziele verfolgten. Dies geschah zum Beispiel



Abb. 5: Marienkirche am Grünen Anger, Neuburg an der Mürz, © Christian Chinna

bei der Ablehnung des Baues einer Tiefgarage unter dem Heldenplatz, bei der kritischen Auseinandersetzung um die Planungsvorgänge des Museumquartiers, bei der Forderung nach Erhaltung und Restaurierung der durch Brand zerstörten *Sophiensäle* oder zuletzt bei der Auseinandersetzung um den geplanten Hochhausbau beim *Wiener Eislaufverein*.

Stellt sich für den heutigen Betrachter die Frage nach dem Bestehen einer Kontinuität, einer einheitlichen Linie der Zielsetzungen, nach dem Selbstverständnis und nach der Orientierung dieser Vereinigung, bei der der Personenkreis der Verantwortlichen einem wiederholten Wechsel in mehreren Generationensprüngen unterworfen war, so ist ein wichtiger Grundsatz des Vereins seit seiner Gründung konsequent durchgehalten worden, nämlich die völlige Unabhängigkeit von politischen Parteien. Immer wieder, gerade auch in jüngster Zeit, erwies sich diese Grundeinstellung als entscheidend, da Fragen der Stadtbildgestaltung mehr und mehr zu parteipolitischen Auseinandersetzungen benutzt werden und die Gefahr einer politischen Vereinnahmung gegeben ist. Wenn unsere Gesellschaft Wert legt, durch fachliche Kompetenz und sachbezogene Argumentation ernst genommen zu werden, und ihr eine diesbezügliche Autorität zuerkannt wird, so ist dies nicht zuletzt ein Verdienst der konsequenten

Enthaltung von parteipolitischen Bindungen. Dabei musste freilich in Kauf genommen werden, dass es dadurch weitaus schwieriger war, die für die Öffentlichkeitsarbeit erforderlichen Mittel aufzubringen. Dass dies gelungen ist, verdanken wir unseren treuen, langjährigen Mitgliedern und Förderern, die mit ihren Beiträgen und Spenden durch diese siebzig Jahre unsere bisherige Arbeit überhaupt ermöglicht haben.

- 1 Karl Holey, geboren am 5. 11. 1879 in Tetschen-Bodenbach, Böhmen, Schulausbildung in Leitmeritz, Studium der Architektur an der Technischen Hochschule in Wien. Ab 1908 Beamter der (k.k.) Zentralkommission für Denkmalpflege, 1915–1932 Generalkonservator. Ab 1925 ordentlicher Professor für Baukunst an der Technischen Hochschule in Wien, 1937–1938 und 1946–1951 Rektor der Technischen Hochschule Wien. Als Architekt tätig als Kirchenbaumeister (Erbauer der Pfarrkirchen von Guttenbach, Nikitsch, Bad Erlach und Rust im Tullnerfeld, Umbau der Kirchen von Niederkreuzstetten, Andau und Wien-Währing), 1937–1955 Dombaumeister von St. Stephan in Wien, Erbauer des Österreichischen Kulturinstituts in Rom.
- 2 Michel Engelhart, Sohn des Malers und Bildhauers Josef Engelhart, Studium der Architektur an der Technischen Hochschule in Wien, ab 1956 Konsulent des Österreichischen Bundesdenkmalamts, ab 1949 ordentlicher Professor für Baukunst, Entwerfen und Denkmalpflege an der Technischen Hochschule Wien. Leitete gemeinsam mit Otto Niedermoser die Wiederherstellung des Zuschauerraumes des Wiener Burgtheaters, Leiter der Restaurierungen der Paläste Schwarzenberg und Harrach in Wien sowie des Tiergartens Schönbrunn.
- 3 Ernst Buschbeck, Absolvent des Wiener Schottengymnasiums, Studium der Jurisprudenz und der Kunstgeschichte bei Max Dvořák, Julius von Schlosser und Heinrich Wölfflin. Wirkte 1921–1924 bei der Reorganisation der Wiener Museen mit. Kustos am Kunsthistorischen Museum. Gründete 1922 gemeinsam mit Hans Tietze die Gesellschaft zur Förderung moderner Kunst. 1937 Generalsekretär der Großausstellung österreichischer Kunst in Paris. 1939–1946 Emigration nach England. 1949–1955 Direktor der Gemäldegalerie des Kunsthistorischen Museums in Wien. Verantwortlich für die Aufstellung der Czernin'schen Gemäldegalerie in der Salzburger Residenz und der Harrach'schen Gemäldegalerie in Wien.
- 4 Jaroslav Karl Merinsky, geb. in Sarajevo. Ausbildung an der Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Wien, Studium der Architektur an der Akademie der bildenden Künste in Wien und an der Technischen Hochschule in Wien. Ordentlicher Professor für Gebäudelehre und Entwerfen an der Technischen Hochschule Wien, 1956–1957 dortselbst Dekan der Fakultät für Architektur, 1962/1963 Rektor der Technischen Hochschule Wien.
- 5 Alois Machatschek, geboren in Bratislava als Sohn eines Bauunternehmers, studierte er an der Technischen Hochschule in Wien Architektur und arbeitete danach als Assistent am Institut für Baukunst und Bauaufnahmen bei den Professoren Karl Holey, Michel Engelhart, Karl Ginhart und Walter Frodl. Mitarbeiter an den Restaurierungsprojekten Michel Engelharts am Wiener Burgtheater und am Wiener Palais Harrach. In den 1960er-Jahren betätigte er sich in der archäologischen Bauforschung in der Türkei und habilitierte sich mit einer Arbeit über antike Grabbauten in Kilikien an der Technischen Hochschule bei Walter Frodl. Archäologische Bauforschungen in Kleinasien (Side, Selge, Aphrodisias), Universitätsdozent, außerordentlicher und schließlich ordentlicher Professor für

Denkmalpflege an der Technischen Universität Wien, Begründer des Studienwahlplans Denkmalpflege an der TU Wien, Lehrtätigkeit an den Universitäten Istanbul, Rom, Bagdad und Löwen, Vorsitzender des Denkmalbeirats. Konsulent der UNESCO, des Internationalen Burgeninstituts IBI und der F.v.S.-Stiftung. Bedeutende Restaurierungen: Stadtpalais Liechtenstein in Wien, „Palais Ferstel“, Palais Caprara-Geymüller in Wien, Stationsgebäude der Vorortelinie der Wiener Stadtbahn, Schloss Harrach in Rohrau, NÖ., „Goldener Saal“ des Rathauses in Augsburg.

- 6 Wilfried Posch, geboren 1940. Studium der Architektur an der Akademie der bildenden Künste in Wien, Meisterschule Roland Rainer, Doktoratsstudium an der Technischen Hochschule Graz, Mitarbeiter im Atelier von Roland Rainer und Ernst Wilhelm Heiss, Forschungen in China, Assistenzprofessor am Institut für Planungsgrundlagen an der Akademie der bildenden Künste in Wien, Habilitation an der Technischen Universität Graz, Lehrbefugnis für Raumordnung und Stadtbaugeschichte, 1995: Berufung zum Leiter der Lehrkanzel für Städtebau und Wohnungswesen an der Hochschule für künstlerische und industrielle Gestaltung in Linz, Rektor-Stellvertreter und Vorsitzender des Universitätskollegiums dieser Hochschule, Roland-Rainer-Preis, Ludwig-Jedlicka-Gedächtnispreis, Korrespondierendes Mitglied der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung.
- 7 Friedmund Hueber, geboren 1941. Studium der Architektur an der Technischen Universität Wien, Doktorat der technischen Wissenschaften, Habilitation als Universitätsdozent an der TU Wien, Professor für Denkmalpflege und Bauforschung an der Katholischen Universität Löwen (Belgien), bis 2005 Leiter des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Denkmalpflege und archäologische Bauforschung in Wien. Langjährige Tätigkeit in der archäologischen Bauforschung bei den österreichischen Ausgrabungen in Ephesos, Anastylose der Fassade der Celsusbibliothek und des Mazaeus-Mithridates-Tores. Gerichtlicher Sachverständiger für Stadt- und Landesplanung, Denkmalschutz und Stadtbldpflege, ständiges Mitglieds des Denkmalbeirats. Restaurierung der Wiener Universitätskirche (Jesuitenkirche) und der Alten Universität. Fachbereichsleiter der Fachhochschule Campus in Wien.

Es ist (fast) alles Gold was glänzt – Vergoldete Dächer und Fassaden Wiens

Manfred Koller

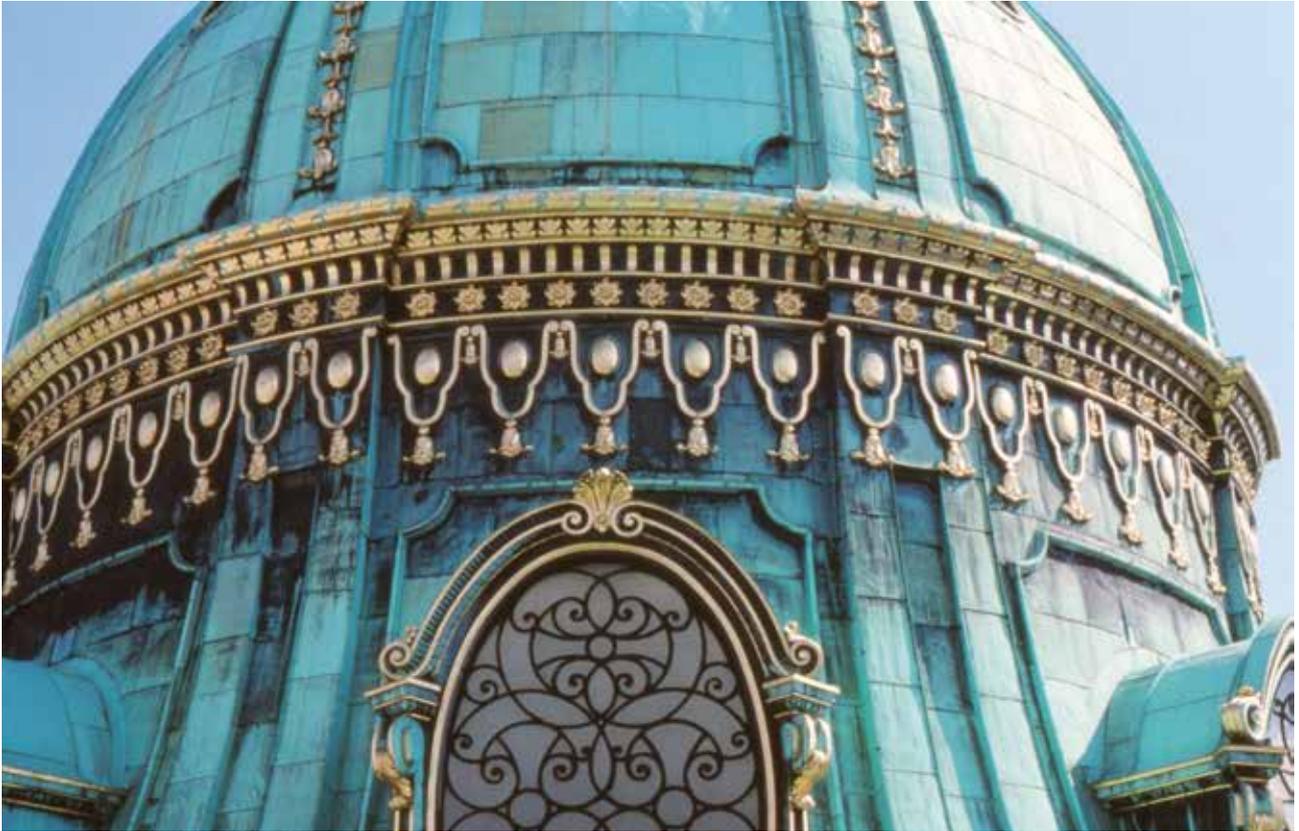


Abb. 1: Wien 1, Hofburg, Michaelertrakt, Mittelkuppel um 1893, mit Golddekor nach Vorbild der barocken Seitenkuppel, © Manfred Koller

Im historischen Bauen schlossen Dächer die Gebäude nach oben in verschiedenen Formen ab und bildeten gleichsam einen Übergang zur Luftsphäre darüber. Vor allem mit Türmen und Kuppeln versuchte man ein Stück dem Himmel näher zu kommen. Fassaden geben einem Gebäude sein „Gesicht“, was auch das aus dem mittelalterlichen Italien stammende Fremdwort (*facciata*) ausdrückt.¹ Das Edelmetall Gold (lat. *aurum*, ital. *oro*) erfuhr seit dem Altertum bis heute anhaltende Wertschätzung durch seine besonderen Eigenschaften. Es ist korrosionsfrei und technisch leicht zu bearbeiten, leuchtet und glänzt in reiner Form von sich aus vergleichbar der Sonne. Neben seinem hohen materiellen Wert wurde Gold seit jeher zum Träger vielfacher symbolischer Bedeutungen in Magie, Religion und Gesellschaft („goldenes“ Zeitalter in Ovids *Metamorphosen*, „Eldorado“ bei Voltaires *Candide*, Puccinis „Mädchen aus dem goldenen Westen“). Die technischen Möglichkeiten der Bearbeitung durch Treiben, Pressen, Prägen, Gießen, Löten wurden in den Handwerken der Goldschmiede und der Münzprägung perfektioniert. Dazu kam die frühe Entdeckung, dass sich Gold zu Folien (*lamina*) und noch dünneren Blättern (*brattea*) ausschlagen lässt. Die römischen Autoren der

frühen Kaiserzeit Vitruv und Plinius d. Ä. beschreiben bereits deren Herstellung und Anwendung. Nach Plinius konnte man damals aus 1 Unze Gold (27 Gramm) 750 Blätter zu je 7,5 cm² schlagen (also mehr als einen halben Quadratmeter). Auf Marmor wurde mit Eiweiß vergoldet, auf Holz mit einem Poliment aus einer Mischung von Gelbocker mit roter (aus Sinope) und weißer Tonerde (aus Melos).²

Für Metalle (Silber, Kupfer) war nach Plinius die Vergoldung mit Quecksilberamalgam erlaubt.³ Mehr, als dass man es für die Vergoldung von Gegenständen aus Silber und Kupfer benötige, gibt aber auch Vitruv zur heute „Feuervergoldung“ genannten Technik nicht preis.⁴ Nicht genannt bei den antiken Autoren ist jedoch die heute sogenannte Öl- oder Mixtion-Vergoldung mit Blattgold auf einem Klebeöl, die man zwar nicht polieren, aber universell auf fast jedem Untergrund anwenden kann.⁵

Griechenland und Rom

Vergoldete Bauwerke zählte Plinius zu den Maßlosigkeiten des Kaisers Nero, der das Theater des Pompejus nur für

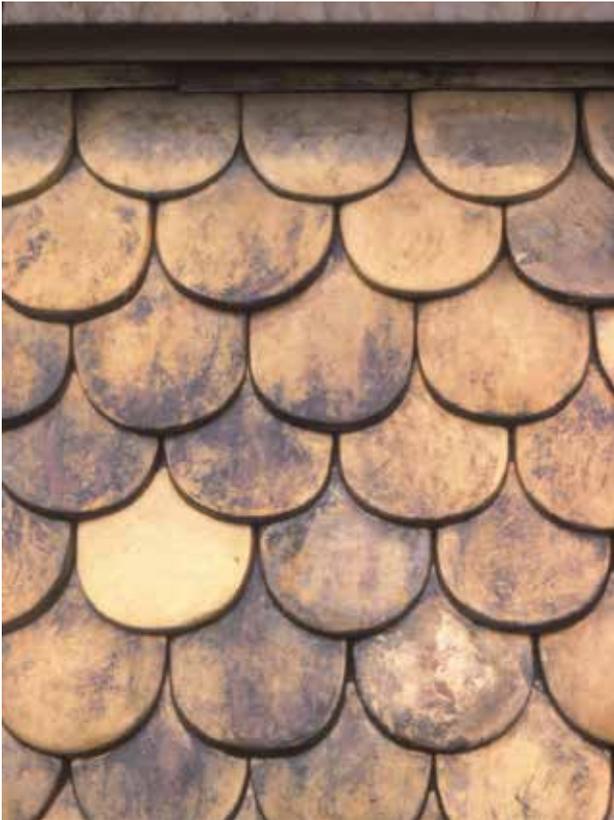


Abb. 2: Innsbruck, Goldenes Dachl 1500, Ausschnitt der 1973 konservierten und mit Öl-Blattvergoldung ergänzten Kupferschindeln, © Manfred Koller

einen Tag zum Besuch des Königs von Armenien Tiridates „mit Gold deckte“ und mit seiner Residenz, dem „Goldenen Haus [...] den Raum einer Stadt einschloß“, auf dem Esquilin hinter dem Colosseum. Es bleibt ungewiss, ob sich die Vergoldungen der *domus aurea Neros* nur in Innenräumen (*volta dorata*) befanden, sondern auch das Äußere betrafen.⁶ Eindeutige Kenntnisse haben wir durch die in Marmortafeln gemeißelten Bauabrechnungen von 408/07 v. Chr. für die Korenhalle des Erechtheion auf der Akropolis in Athen.⁷ Sie wurden bei der Restaurierung 1836 gefunden: Für den östlichen Portikus wurden 168 Goldblätter um je 1 Drachme von Adonis von Milet gekauft, 166 für die „Vergoldung der Muscheln“ (Palmetten?) und 2 für die „Augen“ der Säulenvoluten; als Vergolder wird Sisiphos von Milet genannt.⁸ Nach dem Baubefund handelte es sich bei Volutenaugen um applizierte vergoldete Bronzen, ebenso bei den Knöpfen der Rosetten an der Tür und um vergoldete Bronzestreifen bei den Volutenspiralen der Säulenkaptelle über roten „Leisten“ und einem blauen Grund. Ähnlich blau-rot-gold waren die Eierstäbe gefasst.⁹

Aus dem Mittelalter

Aus dieser Epoche gibt es mehrfach Nachrichten über Außenvergoldungen. Die Bekrönung der Kirchtürme mit vergoldeten Kreuzen ist seit dem Hochmittelalter in Quellen belegt und war wohl schon damals alte Tradition; sie stand öfter auch in Verbindung mit besonderen Würdezeichen wie dem Reichsapfel auf der Kuppel des



Abb. 3: Wien 1, St. Stephan, Turmbekrönung 1686–1842, ausgestellt im Wien Museum, © Manfred Koller

Münsters in Aachen.¹⁰ Aus dem 14. Jahrhundert weisen Bleiplatten von Dächern und Türmen (auch Dachreiter) großer gotischer Kirchen, vor allem in Köln, ornamentale Ritzungen auf (Maßwerke, Kreuzblumenbänder u. a.), deren einstige Goldauflagen weithin sichtbare Glanzakzente in die Stadtlandschaft setzten.¹¹ Aus dem 15. Jahrhundert sind blattvergoldete Dachziegel in Buda und Ulm bekannt.¹² Zu den spätgotischen Profanbauten, deren Vergoldung durch periodische Erneuerung bis heute wirkt, gehören das „Goldene Dachl“ von 1500 in Innsbruck¹³ (Abb. 2) oder das Rathaus an der Grande Place in Brüssel. Über die „Ca' d'Oro“ („Goldhaus“, 1424–37) am Canale Grande in Venedig mit ihrer reich dekorierten Fassade aus Kalkstein mit teilweiser grauer und rötlicher Marmorverkleidung enthält der Vertrag mit dem Vergolder Zuan de Franza von 1431 genaue Angaben über die mit Blattgold und Ölfarben in Ultramarinblau, Weiß und Schwarz auszuführende Teilpolychromie, die rezente Befunde bestätigen und ergänzen konnten.¹⁴ Für mittelalterliche Goldmosaiken an Fassaden gibt es Beispiele in Rom (Santa Maria in Tevere, 12./13. Jahrhundert) und als besondere Ausnahme nördlich der Alpen das Jüngste-Gericht-Mosaik über dem Südportal des Veitsdomes in Prag (um 1371), das 1998–2000 erforscht und konserviert wurde.¹⁵ Die Goldgrundmosaiken des 15. und 16. Jahrhunderts über den Portalen der Platzfassade von San Marco in Venedig waren – nach dem Großgemälde Gentile Bellinis von 1496¹⁶ – von reich vergoldeten Wimpergen und Türmchen gerahmt. Für die sogenannte Paradiestür

aus feuervergoldetem Bronzeguss am Baptisterium von Florenz gewann Lorenzo Ghiberti im Jahre 1400 den Wettbewerb und beschrieb diesen auch selbst in seinen Commentarii.¹⁷ In Sachsen wurde nach der Stadtchronik 1512 die „schöne Tür oder gülden Pfort“ (Erinnerung an die biblische Erzählung der Heimsuchung Mariä?) mit reicher Steinpolychromie an der Franziskanerkirche zu Annenberg fertig. Sie wurde jedoch schon 1597 in das Innere der Stadtkirche St. Anna übertragen.¹⁸

Renaissance

In der deutschen Renaissance kennt Sebastian Franck 1541 das Sprichwort: „Was inn gold gefasst, das leucht“.¹⁹ Prominente Außenvergoldungen dieser Periode sind jedoch wenig erhalten bzw. ist in der Neuzeit immer auch mit nachträglicher Vergoldung zu rechnen. Ein prominentes Beispiel für die Kontinuität ikonographisch motivierter Vergoldung bietet das Schweizertor von 1552/53 im Schweizertrakt der Wiener Hofburg von der Bauzeit bis heute. Hier waren und sind außenwie hofseitig die Steinreliefs der dynastischen Symbole Kaiser Ferdinand I. in den Metopen der Torgebälke ölvergoldet, die Wappen und gerahmten Inschriften in den Giebelzonen darüber teilvergoldet. Geändert hat sich ab dem späten 18. Jahrhundert dazu nur die Grundfarbe von Steingrau zu porphyrtartigem Rot.²⁰

Für den Expansionsdrang der Osmanen wurde im 16. Jahrhundert die Kaiserstadt Wien zum „Goldenen Apfel“. Im Bericht seiner Reise nach Wien im Jahre 1665 beschreibt der türkische Weltenbummler Evliyâ Çelebi das 1597 unvollendet gelassene Neugebäude bei Wien als Nachfolger von „Sultan Süleymans Zeltburg“ von 1529. Seine Dächer, Traufen aus Drachensäulen, Dachrinnen und Türme bestünden „ganz aus Kupfer“ und auf dessen Hauptgebäude und Turmspitzen ragten „insgesamt achtundsiebzig vergoldete und hellfunkelnde Kreuze von Mannshöhe“ empor.²¹ Auch im nahen Schwechat beeindruckten ihn die „mannshohen goldenen Kreuze“ auf den Kirchtürmen. Für den Stephansturm schreibt Çelebi Sultan Süleyman eine zwei Zentner schwere Kugel aus purem Gold als zweideutiges Geschenk zu, welches dieser dem „König“ (Kaiser Ferdinand I) gemacht habe, um den hohen Turm als das künftige Minarett des Gotteshauses damit zu schmücken. Deshalb habe er bei der Belagerung Wiens 1529 auf einen Beschuss des Turmes verzichtet. Seither heiße die Festung Wien „Der Goldene Apfel von Deutschland und Ungarn“. Nach dem Abzug der Türken habe Ferdinand zu deren Ärger noch „einen goldenen Mond und eine Sonne aus Silber“ darüber gesetzt.²² In Wahrheit wurde schon 1514–1519 auf die erneuerte Steinspitze des Stephansturmes ein Knauf aus acht vergoldeten Kupferplatten gesetzt und darüber auf einer Stange ein achtstrahliger Stern aus vergoldetem Messing mit einem sich um den Stern drehenden Halbmond aus dem gleichen Material. Nach der zweiten siegreichen Türkenabwehr wurde alles 1686/87 durch ein vergoldetes Doppelkreuz mit der Inschrift „In hoc signo vincis 1683“

über dem schwarzen Doppeladler²³ mit goldenem Szepter, Schwert und dem gekrönten Monogramm LI (Leopold I.) ersetzt.²⁴ (Abb. 3) Dieses Doppelkreuz erneuerte man wieder 1842–1860 mit vollständiger Feuervergoldung, Monogramm FI (Franz I.) und Inschrift „In te domine speravi non confundor in aeternum“. Der feuervergoldete Schaft zeigt die gravierten Signaturen „Getrieben von Carl Obrist. K.K. Hofkupferschmid“ und „Vergoldet von Michael Lorenz K.K.priv: & bürgl. Bronce[...]“.²⁵

Die „barocken“ Jahrhunderte

Zu den besonderen Beispielen aus dem 17. Jahrhundert gehört die 1627 datierte Fassade der ehemaligen Universitätskirche, einer Stiftung der Kaiser Ferdinand II. und später Leopold I. Sie trägt das große goldene IHS-Monogramm der Jesuiten im kupfernen Strahlenkranz über dem Mittelgiebel. Dieses Christusemblem wiederholt sich sechsfach in kleiner Form in den Steinkapitellen der Pilaster des oberen Fassadengeschoßes. Dazu kommt ein vergoldeter Kaiseradler im Giebel über dem Haupteingang.²⁶ Unter Leopold I. entstanden nach 1703 die mit Kupfer verkleideten dreigeschoßigen Turmhelme. Auf deren achteckigen Turmzwiebeln sitzen Tabernakel aus offenen Rundbögen mit kurvig durchbrochenen, vergoldeten Brüstungen, der pyramidale Abschluß darüber ruht auf 8 vergoldeten Kugeln und wird von einer ebenfalls vergoldeten, etwa 4 m hohen Spitze überragt. Diese besteht aus einem Schaft, der die rudolfinische Hauskrone und darauf ein Doppelkreuz (Patriarchen- oder spanisches Kreuz)²⁷ als Abschluss trägt.²⁸ (Abb. 4) Bei der Schottenkirche wurde der einzige Campanile Wiens ab 1638–1648 aus den Steinquadern der damals abgebrochenen romanischen Stiftskirche neu gebaut. Den quadratischen Turmschaft schließt eine kupferne Achteck-Zwiebel ab, deren unteres und oberes Traufgesims insgesamt 24 vergoldete Rosen als Mariensymbole (Patrozinium Mariä Himmelfahrt) schmücken. Den goldenen Abschluß bilden eine gestelzte Weltkugel und ein Doppelkreuz (Abb. 5). Die Goldverzierung dieses Campanile sind auch auf der über hundert Jahre später von Bernardo Bellotto gemalten Verdute der Freyung zu erkennen.²⁹

Außer den Turmkreuzen wurden im 18. Jahrhundert auf geschwungenen Dachformen und Turmhelmen aus Kupferblech die Zierformen vergoldet, so auf den Turmhelmen der Stiftskirche von Melk (Erneuerung 1979)³⁰. In Wien hat man beim 1989 rekonstruierten zweigeschoßigen Turmhelm der Kirche der Barmherzigen Brüder in der Taborstraße auf die in historischen Ansichten belegten Vergoldungen der Kupferdeckung verzichtet.³¹ Der 1772 aufgesetzte dreigeschoßige Fassadenturm der 1739 erbauten Stiftskirche in der Wiener Mariahilferstraße zeigt dagegen noch die reiche Vergoldung seiner plastischen Ornamentformen.³² (Abb. 6) Der Bau gehört zu den kaiserlichen Kirchenstiftungen und erhielt daher wie die Universitätskirche unter dem Goldkreuz eine, hier auf einem goldenen Polster mit Eckquasten präsentierte, Nachbildung der habsburgischen Hauskrone Rudolf I. (aus



Abb. 4: Wien 1, Jesuiten-(Universitäts-)Kirche, linker Fassadenturmhelm (nach 1703) mit Krone und Kreuz (Zustand 2012), © Manfred Koller



Abb. 6: Wien 7, Stiftskirche, Turmhelm 1772 mit Dekor, habsburgischer Hauskrone und Kreuz in Gold., © Manfred Koller



Abb. 5: Wien 1, Schottenkirche, Campanile um 1650, mit 24 goldenen Rosen, Weltkugel und Doppelkreuz., © Manfred Koller



Abb. 7: Wien 4, Karlskirche, Vergoldungen von 1725 auf Kuppellaterne, Triumphsäule mit Krone und Uhrblättern, © Manfred Koller

der Schatzkammer der Wiener Hofburg).³³ Bei der Karl Borromäus-Kirche, einer Stiftung Kaiser Karl VI., sieht man als Bekrönung der Kuppellaterne eine große goldene Weltkugel mit Kreuz, vergoldete Schabracken unter dem oberen Gesims der Kuppellaterne und Goldkugeln auf dem Geländer des Laternenumgangs. Diese Vergoldungen führte nach den Baurechnungen von 1725 Johann Buther für 1100 Gulden aus.³⁴ Auf den Deckplatten der beiden reliefierten, ursprünglich wie alle Außenskulpturen strahlend weiß gefassten Triumphsäulen breiten je vier über Eck gestellte, aus Kupferblech getriebene, feuervergoldete Adler ihre Schwingen aus und auf der kleinen Laternekuppel darüber ruht wieder die rudolfinische Krone – hier ohne unterlegten Polster und heute ohne Goldeffekt. Eine ursprüngliche Vergoldung durch J. Katzler ist jedoch in den Quellen bezeugt, ebenso wie die der ölgründierten Zifferblätter der Uhren auf den Glockentürmen durch den Vergolder Mathias Katzler.³⁵ (Abb. 7) Die Kuppellaterne der Salesianerinnenkirche am Rennweg (geweiht 1719) überhöht eine goldene Weltkugel mit einem Doppelkreuz, auf dem Geländer des Umgangs sind wie bei der Karlskirche kugelförmige Goldknäufe verteilt. Da das Kuppeldach wegen Kriegsschäden nach 1945 erneuert wurde, könnten dabei Befundreste an barocker Vergoldung verloren gegangen sein. Denn das Kloster war zugleich auch Residenz der Kaiserinwitwe Wilhelmina Amalia.³⁶

Unter den Wiener Profanbauten aus dem 18. Jahrhundert tragen vor allem kaiserliche Bauten Außenvergoldungen als Würdezeichen. Während sich bei der Hofburg der Schweizer-, der Amalien- und der Leopoldinische Trakt nobel zurückhalten, präsentiert die Fassade der Reichskanzlei (1728–1731 von Joseph Emanuel Fischer v. Erlach) das ligierte goldene Doppelmonogramm des Bauherrn Karl VI als Mitte aller drei Balkongitter und in der zentralen Attikagruppe als vergoldete kaiserliche Symbole das Wappen Österreich / Kastilien (im kaiserlichen Doppeladler) unter der Reichskrone, umrahmt von der Collane mit dem Goldenen Vlies.³⁷ Der Michaelertrakt wurde zwar größtenteils erst 1889–1893 ausgebaut, doch folgte Ferdinand Kirschner dabei schon gebauten Vorgaben wie der Eckkuppel über der Sommerreitschule und führte die im Fischerkonzept noch fehlende Mittelkuppel mit „stylgemäßer Decoration“ aus.³⁸ So orientieren sich die Goldakzente auf der Kupferdeckung der Mittelkuppel an der östlichen Seitenkuppel mit ihrer Scheitelvase und den von dieser über die acht Kuppelsegmente hängenden Ornamentschnüren sowie den unter dem Zwischengesims umlaufenden „textilen“ Schabracken. (Abb. 1) Diese teilvergoldeten Zierelemente sind auch auf dem Schönbrunner Gemälde von 1760 und ebenso auf späteren Ansichten von Schütz-Janscha und Rudolf von Alt übereinstimmend erkennbar. Für die Mittelkuppel wurde der Dekor der gesteigerten Dimension angepasst und ergänzt durch Vergoldungen der Ornamentik des Kuppelgesimses sowie der kleinen und großen Fensterrahmen der Kuppel und des ebenfalls mit Kupferblech überzogenen Kuppeltambours. Die (in falscher Analogie zu den Globen auf der Hofbibliothek) bei der letzten Restaurierung



Abb. 8: Wien 1, Josefsplatz, Nationalbibliothek, Attika, Atlas mit Himmelsglobus, vor Restaurierung, © Manfred Koller



Abb. 9: Dasselbe nach Restaurierung 1990, kupferne Dachvasen und Himmelsglobus neu vergoldet (irrtümlich auch die Steinattribute der Himmelskunde), © Manfred Koller



Abb. 10: Wien 3, Oberes Belvedere, Südeingang, Gittertor um 1722, Zustand 2002, © Manfred Koller

der beiden Eckkuppeln der Michaelerfront irrtümlich vergoldeten Weltkugeln aus Stein unter den Adlern der Eckgruppen auf der Attika sind auf den genannten Ansichten nur steinfarbig dargestellt. Über der hohen Tordurchfahrt zeigt eine vergoldete Inschrifttafel die Vollendung 1893 unter Kaiser Franz Josef I. über seinem vergoldeten Kaiserwappen an, das unter der österreichischen Kaiserkrone in Gold und Rot von einem grünen Lorbeerkranz umrahmt ist.³⁹ Der mit dem Michaelerplatz durch eine große offene Durchfahrt verbundene Kuppelraum zeigt ein vergoldetes Eisengeländer auf dem Laufgesimse und vergoldete Schmiedeeisenrahmen der großen Ovalfenster der Kuppel.

Bei der von Vater und Sohn Fischer von Erlach geplanten einstigen Hof-, heute Nationalbibliothek, fanden sich nur in der Attika- und Dachzone Vergoldungen: Auf dem Mittelrisalit die vergoldete Widmungsinschrift mit dem Datum 1726, auf den Dachfirsten zwei teilvergoldete kupferne Prunkvasen über dem Mittelteil und je zwei kleinere auf den Seitentrakten. Die auffälligsten Goldakzente setzen jedoch die an die 3 m großen Goldgloben der seitlichen Attikafingerguppen: links der von Atlas/Herakles geschulterte Himmelsglobus und rechts

der von Tellus/Gaia getragene Erdglobus. Abgesehen von den Personifikationen war der Himmelsglobus durch die vor der Erneuerung 1990 noch vorhandenen Reste der braunen Linien von Himmelsäquator und Ekliptik zu identifizieren. (Abb. 8, 9) In Analogie dazu müssen auf dem Erdglobus der rechten Seite die Umrisse der Kontinente aufgemalt gewesen sein. Die von 1990 bis zur letzten Restaurierung 2011 durch eine Fehlinterpretation meines Befundberichtes ebenso blattvergoldeten Messinstrumente beider Steingruppen zeigen, dass man immer auch mit falschen Spuren rechnen muss. Auf dem Gemälde von 1760 im Schloss Schönbrunn und dem kolorierten Stich von Carl Schütz 1780 sind jedoch nur goldgelbe Globen, Dachvasen und Pferddecke der Quadriga dargestellt, was den negativen Befund bestätigt.⁴⁰ Bei der ehemaligen Böhmisches Hofkanzlei wurde der Kernbau Fischers von Erlach von 1714 durch Josef Gerl 1752 nach Westen verdoppelt. Vergoldungen konzentrieren sich hier auf die übergiebelten Eingangsrisalite: In der Wipplingerstraße der Kaiseradler in der Schmiedeeisenfüllung des Torbogens, am Balkon darüber vergoldete Blüten und Blätter des Gitters, dazu Goldknäufe auf dem Handlauf, in den drei Fenstergiebeln darüber die Wappen der Kronländer Mähren, Böhmen, Schlesien mit ihren zugehörigen

Kronen sowie im obersten Giebel ein Relief der Weltkugel im Strahlenkranz mit dem Monogramm Karl VI. Das Programm wiederholt sich im Anbau von 1752 – außer im Giebel mit dem Monogramm Maria Theresias. Auch die symmetrischen Portale der Fassade zum Judenplatz bzw. in der Jordangasse setzen dieses Schema, aber hier ohne Giebel fort. Die in der Wipplingerstraße gegenüberliegende Fassade des Alten Rathauses übernimmt in bescheidenerer Form die Vergoldungen über den Portalen mit Doppeladler, Haus-Krone und je einem Adler auf einer kleinen Weltkugel über den Fenstern zuseiten des Portalgiebels.⁴¹ Den auffälligsten Goldakzent einer städtischen Fassade setzt das ehemalige Bürgerliche Zeughaus auf dem Platz Am Hof, nach Plan von Anton Ospel 1732 vollendet. Im Unterschied zur vergoldeten Datierung unter dem Hauptgesims sind der gekrönte Doppeladler und die Trophäenreliefs im Sprenggiebel heute steinsichtig, ebenso auf der Attika die Steintrophäen zuseiten gekreuzter Kupferfahnen vor den Steinfiguren der Constantia und Fortitudo nach dem Motto des Stifters Kaiser Karl VI, dessen Doppelmonogramm auf dem von ihnen getragenen vergoldeten Kupferglobus leuchtet.⁴² Auf der Fassade der Alten Universität (heute Akademie der Wissenschaften) von 1754 fällt die Beschränkung von Vergoldung auf die Stifterinschrift auf der Attika und die Collane mit dem Goldenen Vlies um das farblose Steinwappen darüber auf. Dies zeigen schon Bellottos nur fünf Jahre nach der Erbauung entstandene Vedute und der kolorierte Stich von Carl Schütz 1790.⁴³

Von den spätbarocken Adelspalästen müssen wenige Beispiele genügen. Am 1715/16 erbauten einstigen Palais Neupauer-Breuner in der Singerstraße zeigt der reich dekorierte Schmiedeeisenbalkon vergoldete Hermenfiguren und Blüten (Restaurierung 2000).⁴⁴ Nach der jüngsten Restaurierung sind am früheren Palais Batthyány (Bankgasse 2, Herrengasse 19) die Vergoldungen von Wappen, Kronen, Waffenspitzen und Balkonornamenten wiederhergestellt. An der um 1720 von Johann Lucas Hildebrandt veränderten Fassade des Stadtpalais von Prinz Eugen konzentrieren sich die Goldakzente auf die Wappen über den Balkons mit darüber gehaltenen Kronen: Über den äußeren Portalen das Savoyerwappen mit Collane, Goldenem Vlies und Fürstenkrone, über dem Mittelportal das kaiserliche Wappen mit der Haus-Krone (erst nach Übergang in Staatsbesitz 1752).⁴⁵ Beim Palais Fries/Pallavicini am Josefsplatz setzt die zentrale Attikagruppe mit kupfernem Doppeladler mit Goldkrönchen, Goldwappen, Goldenem Vlies-Orden, Attributen und der Jahreszahl 1786 auf dem Steinsockel wirkungsvolle Effekte in die Dachzone (Restaurierung 2010).

Unter den in den ehemaligen Vorstädten erhaltenen Gartenpalais bietet das Palais Schwarzenberg am Rennweg dem Besucher nur am Eingangsportikus Schmiedeeisengitter mit drei vergoldeten Fürstenhüten über zwei Monogrammen und das Allianzwappen Schwarzenberg-Lobkowitz. Es wird, umgeben von der Collane des Goldenen Vlieses, seitlich gehalten von je einer Türkenfigur. Auch hier

ist – wie beim Palais Neupauer-Breuner – die aktuelle Schwarzfassung des Gitters wohl nicht ursprünglich.⁴⁶ An den beiden anschließenden Gartenschlössern Prinz Eugens, dem Unteren und Oberen Belvedere, ist ähnlich am Außenbau heute kein Gold zu sehen bis auf das Savoyerwappen mit der Collane des Goldenen Vlieses über der Südauffahrt und Teilvergoldungen der prächtigen Dreitoranlage am südlichen Garteneingang. Auf diesen Schmiedeeisentoren waren ursprünglich wohl noch die in das Ornament eingeflochtenen Monogramme S (Mitte) und E (seitlich) sowie die Savoyerkreuze und Fürstenkronen ebenda durch Vergoldung hervorgehoben. Auch hier ist die Schwarzfassung dem 19. Jahrhundert zuzuordnen (Abb. 10). Ähnliche Goldbetonung von Monogramm und Insignien ist für die beiden, heute einheitlich schwarzen, barocken Gittertore des Salesianerinnenklosters am Rennweg anzunehmen.⁴⁷ Die rhythmisch gestufte Dachsilhouette des Oberen Belvedere zeigt sich heute nur in einheitlich grüner Kupferpatina, die zur Einheitlichkeit bei Teilerneuerungen bewusst ergänzt wird.⁴⁸ An Schmuckformen sind die Dachfirste bzw. die vier Eckkuppeln mit zwölf gestelzten Vasen und Knäufen überhöht und an den oberen Kuppeldritteln mit aufgelegten Lambrequins betont. Diese Kupferdächer wurden bereits 1841 erneuert sowie 1896 zur Adaptierung des Oberen Belvedere als Residenz des Thronfolgers und damals auch vergoldet, wie Kostenvoranschläge belegen. Dabei orientierte man sich vermutlich an den Stichen von Salomon Kleiner,⁴⁹ auch zeigt die kolorierte Stichvedute von Carl Schütz 1785 die Kalotten der Eckkuppeln mit Vergoldung.⁵⁰ Ähnliches lassen die Fotos von Helga Glaßner und Eva Kraft 1947 auf den nach den Kriegsschäden offenbar sehr rasch erneuerten vier Kuppeldächern vermuten, deren Vergoldung offenbar erst später wieder aufgegeben wurde.⁵¹ Für 1774 gesichert ist ein grüner Anstrich anstatt der kostspieligen Vergoldungen der Vasen und Ornamente auf den Dächern der hölzernen Pavillons im Kammergarten.⁵² Sonst bleiben die Dachvergoldungen zu Prinz Eugens Zeiten eine offene Frage. Analog zu Ulrike Seegers Deutung des Fehlens einer Riesenordnung bei den Fassaden des Oberen Belvederes als bewusster Unterordnung gegenüber dem Kaiser könnte ein Verzicht auf prominente Dachvergoldungen als Rangzeichen auch diplomatischer Zurückhaltung Eugens entsprungen sein.⁵³

In Schönbrunn zeigt heute die Hauptachse vom Ehrenhof über das Hauptschloß bis zur Gloriette nur wenigen, durch Vergoldungen betonten Schmuck in der Dachzone. Die beiden Obeliskens am Eingang in den Ehrenhof tragen vergoldete Adler an ihrer Spitze. Ähnliche größere Adler mit ausgebreiteten Flügeln betonen die Mitte der Attikazonen auf der Ost-, Süd- und Westfassade. Über der Uhr in der Mitte der Nordfront zum Ehrenhof ist auch auf der Ansicht Bellottos im Kunsthistorischen Museum kein Adler zu sehen. Auf den Dachfirsten ist nur die große Kupfervase auf dem Belvedere des Mittelrisalits heute vergoldet, aber weder die an jedem Dachknick der Flügel postierten Vasen noch diejenigen auf den beiden seitlichen Pavillons der Nordfassade leuchten

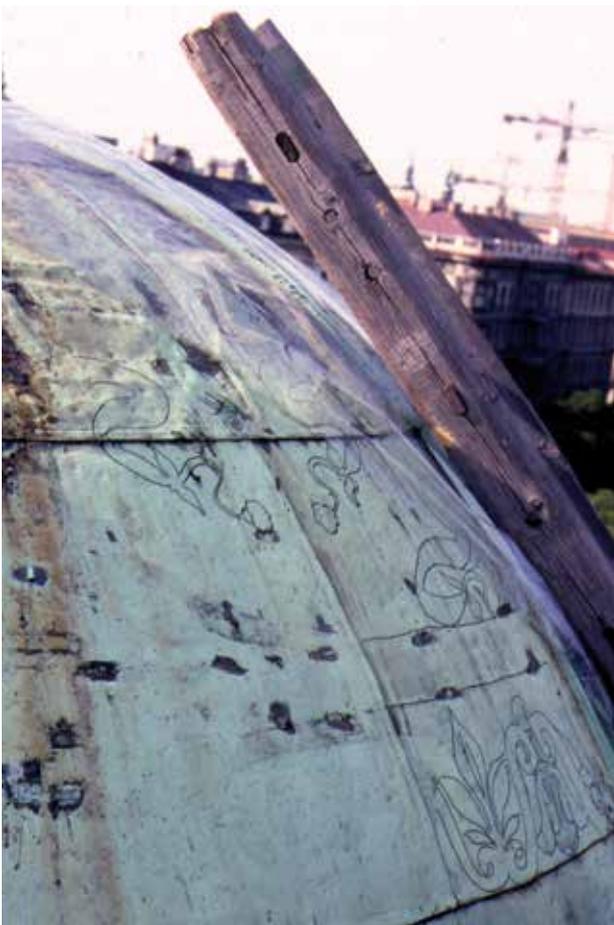


Abb. 11 und 12: Wien 1, Schwarzenbergplatz 1, ehem. Erzherzog-Ludwig-Viktor-Palais von Heinrich Ferstl, 1869, Eckerker mit Kuppel nach der Rekonstruktion von Dachdeckung und Vergoldung 2003 und Erkerkuppeldach mit originaler Kupferdeckung während Befundung 1984 © Manfred Koller

wie diejenigen auf den Hofburgdächern. Alle reich ornamentierten Balkon- und Treppengitter sind heute einheitlich schwarz gestrichen, was auch das Bellottobild von 1759/60 bestätigen dürfte. Die Attika des Gloriettebaues von Johann Ferdinand Hetzendorf von Hohenberg 1775 trägt eine vergoldete Inschrift und darüber Steintrophäen mit einem goldstrahlenden Siegesadler auf der Weltkugel als Pendant zum Goldadler auf der Gartenfassade des Hauptschlusses. Auf der künstlichen „Römischen Ruine“ Hetzendorfs von 1778 wurden die potenziell vergoldeten Schmuckteile wie Gewölbekassetten und Säulenkapitelle zuletzt befundgemäß wieder kupfergrün patiniert.⁵⁴ Beim benachbarten Obeliskbrunnen von 1781 wurde die nachweisbare Vergoldung des Adlers an der Obeliskspitze und der den Monolith tragenden vier Schildkröten erneuert.⁵⁵

Das 19. Jahrhundert und die Ringstraße

In den klassizistisch beeinflussten Bauwerken der ersten Jahrhunderthälfte wurden die Farbe und mit ihr auch Vergoldungen weitgehend unterdrückt. Mit dem industriellen Aufkommen neuer Materialien änderten sich teilweise auch die Metallisieretechniken. Ludwig Förster gründete 1839 im Austausch mit Berlin auch in Wien eine erste Werkstätte für Zinkguss, der in Berlin von Schinkel für Bauornamentik geschätzt wurde.⁵⁶ 1858 berichtet die Förstersche Bauzeitung über das Bronzieren von Zinkguss.⁵⁷ Handbücher zur Vergoldung erleben mehrere Auflagen und nehmen neue Techniken auf.⁵⁸ Die Stadterweiterung mit dem Bau der Ringstraße ab 1856 löste einen Bauboom aus, den in Bezug auf die Monumentalbauten vor allem vier Architekten prägten: Friedrich Schmidt, Heinrich Ferstel, Theophil Hansen und Gottfried Semper. Vor allem Ferstel und Hansen bezogen die Wirkung von Gold in ihre Dach- und Fassadenkonzepte als wirksame Gestaltungsmittel ein.

Die nach Plänen Ferstels 1856–1871 erbaute Votivkirche war als kaiserliche Memorialstiftung zur Errettung Kaiser Franz Josefs vor dem Attentat 1853 gedacht, wobei sein Bruder, der spätere Kaiser von Mexiko, Maximilian als Wettbewerbsleiter fungierte. Es war der einzige Kirchenneubau in der Ringstraßenzone. Im Zuge der Außenrestauration der letzten Jahre hat man auch die Goldakzente erneuert: Teilvergoldung der Eisengitter auf den Firsten über der grau-grün gemusterten Dachdeckung, sparsam vergoldeter Floraldekor in den drei Maßwerkgeschoßen des aus Zink geformten Dachreiters und ein Goldkreuz darüber. Dagegen trägt jeder der beiden hohen Steintürme nur die österreichische Kaiserkrone, ohne eigene Kreuze. Durch glückliche Umstände gelang die Erhaltung der Dachvergoldungen des ehem. Palais Erzherzog Ludwig Viktor, das Heinrich Ferstel 1863–1869 als linkes Eckgebäude von Ring und Schwarzenbergplatz zugleich mit dem Palais Wertheim gegenüber erbaut hatte. Die Dachkuppeln beider Bauten markieren den Richtungsnick im Verlauf der Prachtstraße als städtebauliche points de vue. Bei meiner Fassadenuntersuchung stellte ich 1984 auf der linken Eckkuppel noch die originale, grün patinierte

Kupferdeckung fest, aus deren Scheitel eine meterhohe Eisenstange mit einem Kugelreif ragte. Dabei fielen mir „Abdrücke“ einer ursprünglichen Ornamentierung sowie Reste von Metallapplikationen auf, deren Muster ich auf einer Folie nachzeichnete und der Bauleitung mit Hinweis auf eine bisher unbekannte, abgewitterte Vergoldung übergab. (Abb. 11) Der Fund wurde mitsamt meinem Bericht negiert und mein (zum Glück vorher fotografierter) Plan verschwand. 2000 fuhr ich zufällig in der Straßenbahn vorbei und bemerkte, dass das von mir befundene Kuppeldach gerade herunter gerissen wurde. Ich alarmierte daraufhin das Landeskonservatorat und es gelang mir die verbeulten Dachbleche im Depot der Amtswerkstätten des Bundesdenkmalamtes sicher zu stellen. Als schließlich 2003 eine neuerliche Fassadenrestaurierung erfolgte, erhielt Gerhard Seebach den Auftrag das Dachmuster Ferstels zu rekonstruieren, was ihm mit zusätzlicher Hilfe alter Fotos auch für die Eisenspitze perfekt gelang. Jetzt kontrastiert wieder die normale dunkle Kupferpatina (die häufige saure Grünpatina ist eigentlich schon ein Schadensprozess) mit dem leuchtenden Goldeffekt der Palmettenbänder, der aufgesetzten goldenen Kupferblumen und der hochragenden Zierstange (Abb. 12). Zudem wurde auch die Vergoldung der Eisengalerie auf dem Dachfirst erneuert, ebenso die von Wappen und Krone an der Hauptfassade sowie die am Gitterdekor der Eingangsarkaden und der Fenster unter der Eckkuppel.⁵⁹

Theophil Hansen hat auf seinen Fassaden Vergoldungen in vielen Varianten eingesetzt. Schon bei der orientalisierenden Griechisch-Orthodoxen Kathedrale von 1858 auf dem Fleischmarkt ist die gelb-rote Ziegelornamentfassade mit blauen und braunen Farbglasuren und reicher Vergoldung vor allem der Fensterbögen und -brüstungen kombiniert. Dazu kommt das zentrale Fassadenbild von Carl Rahl mit Goldhintergrund auf Kupferplatte. Die vergoldeten Zifferblätter der Turmuhr tragen farbig emaillierte Ziffernscheiben. Vergoldet sind ferner die Löwenköpfe entlang des Kuppelgesimses und das gleicharmige griechische Kreuz auf der Turmkuppel.⁶⁰ (Abb. 13) Beim 1867 vollendeten Heinrichshof (ehemals gegenüber der Oper) steigerte Hansen die Wirkung der 20 lebensgroßen Freskoallegorien von Carl Rahl am Mittelrisalit und an den vier Ecktürmen noch durch einen blattvergoldeten Hintergrund (Abb. 14). Dazwischen waren im obersten Geschoß auch „die Fensterschäfte mit Figuren auf Goldgrund abwechselnd mit Ornirungen“ gemalt.⁶¹ Auf diese Weise leuchtete das oberste Geschoß wie von innen über die ganze Fassadenbreite (23 Fensterachsen), was mit zum Ruf des Heinrichshofs als „schönstes Mietshaus der Welt“ beitrug.⁶² An der Fassade des 1870 fertigen Hauses der „Gesellschaft der Musikfreunde“ ist nur die Inschrift unter dem Giebel vergoldet. Hansen selbst beschreibt zwar in Försters Bauzeitung auch den vergoldeten Grund des Giebelfeldes und ebensolche Festons,⁶³ ausgeführt wurde der Giebel aber mit einer Terrakottagruppe des Orpheus. Für den „Goldenen Saal“ nennt er die „Vergoldungen von Herrn Aichmüller“ – jedoch hat dieser statt Blattgold



Abb. 13: Wien 1, Fleischmarkt, Griechisch-Orthodoxe Kathedrale von Theophil Hansen 1858, Fassade, Zustand 2017, © Manfred Koller

nur Messingfolien verwendet (10 x 10 cm Blattgröße, Ölanlegetechnik). Diese Billig„vergoldung“ musste wegen periodischer Verfärbungen 1986 schon zum dritten Mal in gleicher Technik weitgehend erneuert werden.⁶⁴ Beim Dachgeschoß des Palais Ephrussi am Schottentor (1869–1873) waren die Balkongitter bei meiner Untersuchung 1974 noch schwarz; sie erhielten erst ein paar Jahre später nach Eigentümerwechsel (Casinos Austria) vollständige Vergoldung.⁶⁵ Zu der Ende 1877 eröffneten Akademie der bildenden Künste erläuterte Hansen schon im Jahr zuvor ausführlich sein Programm. Darin waren für die Südfassade (Getreidemarkt) oberhalb der Gemäldegalerie 14 Blindnischen vorgesehen (da die Malerateliers dahinter Nordlicht benötigten). Sie sollten von Professor Eisenmenger und seinen Schülern so ausgemalt werden, als ob die „Öffnungen mit Vorhängen versehen sind“.⁶⁶ Diese Allegorien der Musen wurden in Freskotechnik ausgeführt und waren bei der letzten Restaurierung 1990 – entgegen der Dehio-Angabe, dass sie 1945 fast restlos zerstört worden wären⁶⁷ – noch vollständig mit verschiedenen Verwitterungsschäden erhalten. Sie wurden von Wolfgang Baatz konserviert⁶⁸ und von Josef Fastl etwas zu intensiv ergänzt. In seinem Vorbericht geht Hansen zwar auf keinerlei Vergoldung ein, doch konnte für die Adikularahmen aus Terrakotta, die jedes Fresko umgeben, eindeutig die ursprüngliche Vergoldung mit dunkelroten Farbakzenten festgestellt und



Abb. 14: Ehemals Wien 1, Opernring, Heinrichshof (1867), 1951 abgenommenes Fassadenfresko der Bildhauerei von Carl Rahl mit vergoldetem Hintergrund, © Manfred Koller

in der Folge auch mit Öl-Blattvergoldung rekonstruiert werden (Abb. 15).

Am Reichsratsgebäude (Parlament) wollte Hansen seinen Einsatz für die Polychromie zum Höhepunkt bringen (Bau 1871–1883), doch scheiterte er damit an mehrfachem Widerstand.⁶⁹ Zu seiner predigthaftern Verteidigung gehört auch eine bemerkenswerte Aussage zur Vergoldung. Nur er wisse „welche verkehrten Begriffe alle Architekten, Semper mit eingerechnet, von der Polychromie haben [...]“. Denn keiner vor ihm habe gewusst, „dass die Hauptsache die Vergoldung war, und zwar aus dem Grunde, weil das Gold das Material ist, welches die längste Dauer hat. Verschwinden also früher die Farben, so wird man bei uns ebenso wie in Athen stets die Zeichnung der Verzierung sehen können und somit in der Lage sein, die nöthigen Reparaturen vorzunehmen, ohne die Sache selbst zu verderben. Amen“.⁷⁰ Damit hat Hansen Recht behalten, trotz der in der Literatur bis heute herrschenden Verwirrung. Nachdem auch der einflussreiche Kunsthistoriker Rudolf von Eitelberger „jedes Übermaß an Farbe als Außendekoration“ ablehnte, wurde 1880 eine größere Polychromieprobe auf der Südfassade bis auf Teile wieder entfernt. Ein späterer Polychromieversuch sollte von Emil von Förster stammen.⁷¹ Erhalten blieben, neben dem zum Korrosionsschutz vergoldeten Schornsteinkapitell aus Gusseisen auf der Rückfront⁷², an der südöstlichen



Abb. 15: Wien 1, Akademie der bildenden Künste, Südfassade von Theophil Hansen 1877, Fresko von Eisenmenger mit Rekonstruktionsprobe der Rahmenvergoldung 1990, © Manfred Koller

Tempelvorhalle teilweise Vergoldungen auf Gesims, Gebälk, Fensterrahmung sowie vollständig vergoldete Kapitelle und Basen der Säulen und Pilaster. Dazu kommen auf der Schauseite zur Ringstraße noch der Mosaikfries der Austria mit Goldhintergrund im Eingangstempel an der Auffahrtsrampe und der monumentale Pallas Athene-Brunnen davor (Abb. 16–21).

Dieser ist ein Werk der Wiener Akademiebildhauer Carl Kundmann, Josef Tautenhayn und Hugo Haerdtl 1898–1902. Die riesige Standfigur der gerüsteten Athener Stadtpatronin mit der geflügelten Nikefigur auf ihrer erhobenen rechten Hand folgt dem von Phidias nach 450 v. Chr. für den Parthenontempel auf der Akropolis geschaffenen, mit Gold und Elfenbein verkleideten Kultbild aus Holz. Die Verbindung zur wehrhaften Schutzgöttin des antiken Athen, der Wiege der Demokratie, für das um 1900 fertiggestellte Reichsparlament der Habsburgermonarchie ist evident. Entsprechend der Aufstellung im Freien besteht hier die Statue aus weißem Marmor. Der mächtige Helm und der schlangenumwundene Brustpanzer Athenes mit dem Medusenhaupt und die auf einer Kugel mit offenen Flügeln schwebende Nikefigur sind vollständig blattvergoldet. Gold als Symbol göttlicher Macht und Dauer hatte schon im alten Athen neben der religiösen auch eine politische und wehrhafte Seite, da im Parthenon zugleich der Athener Staatsschatz bewahrt werden musste. Im Zuge



Abb. 16: Schornstein des Parlaments © Christian Chinna

der Generalsanierung des Parlamentsgebäudes wurden 2005 statische und technische Schäden an der Denkmal- und Brunnenanlage behoben, die Steinfiguren und die Vergoldungen restauriert (Titelbild, Abb. 17).

Auf der hinteren Südfront zum Schmerlingpark sind ferner zwei Fensterachsen samt Gebälk in zwei Varianten der Frieszone gestaltet. Sie wurden zur Restaurierung 2002 genau befundet (Erstfassung und eine formgleiche Wiederholung), konserviert und in gleicher Art ergänzt⁷⁴ (Abb. 18, 21). Im Bereich von Hautgesims, Gebälk und Frieszone beträgt der Umfang der Ölvergoldungen von Figuren und antiker Ornamentik (Palmetten, Mäander, Eierstäbe) etwa zwei Drittel neben den roten und blauen Grundfarben. Dazu kommen im Wandbereich ganz vergoldete Kapitelle und Basen sowie teilvergoldete Fenstergiebel und -steinrahmen. Als formale Besonderheit war die Vergoldung der Friesrelieffiguren von Greif und Knabe auf plastisch markante Stellen begrenzt und wurde auch so beibehalten (Abb. 19). Dieses Prinzip einer fleckenartigen Vergoldung kommt schon auf Barockstück vor; es wurde auch von Gottfried Semper gefordert und am Baudekor in der Züricher Semperaula eingesetzt.⁷⁵ Auch Olbrich hielt sich bei seiner Blattkuppel der Secession an diesen optisch wirksamen Effekt.

Gottfried Semper folgte – im Unterschied zu Theophil Hansen – in motivisch-formaler Hinsicht nur wenig seinen eigenen Erkenntnissen der antiken Architekturpolychromie.

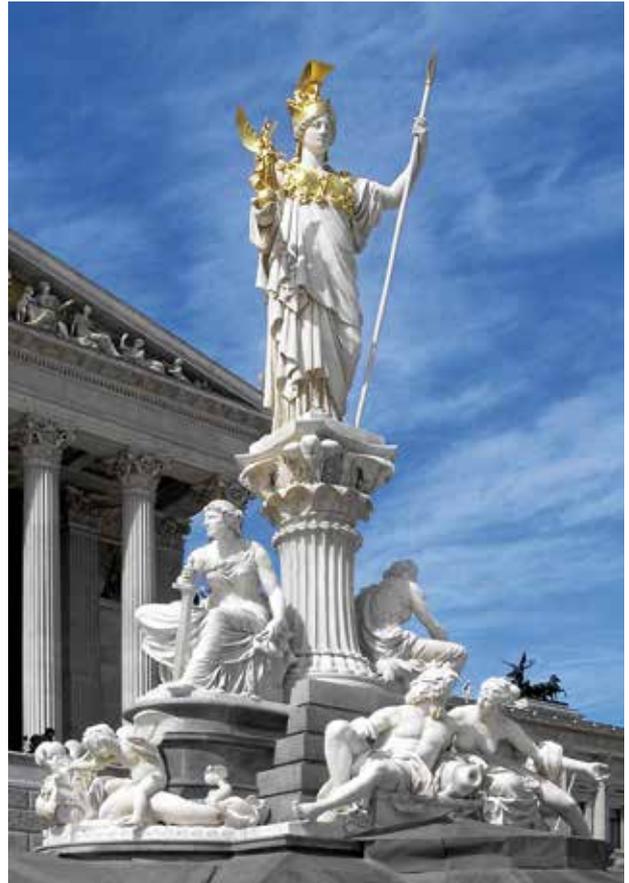


Abb. 17: Athene Brunnen, Carl Kundmann, Josef Tautenhayn und Hugo Haerdtl 1898–1902 © by Gryffindor, PD, via Wikimedia Commons

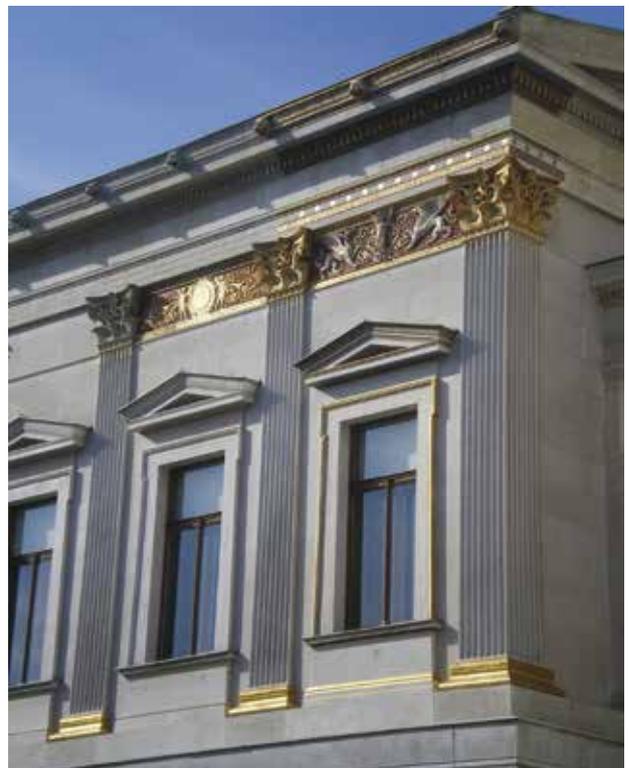


Abb. 18: Wien 1, Parlament von Theophil Hansen, Südfassade, originales Polychromiemuster um 1880, Zustand nach Konservierung und Ergänzung 2003, © Manfred Koller

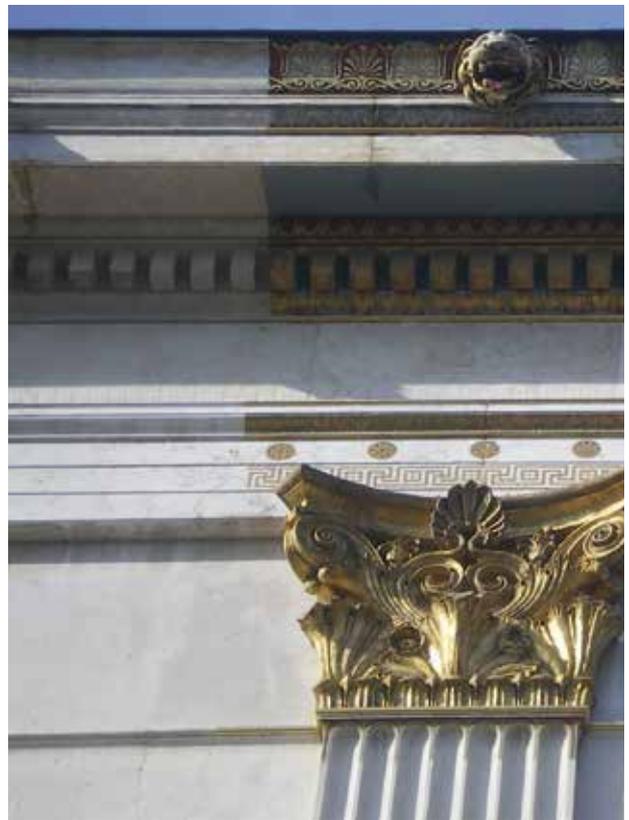


Abb. 19: Ebenda, Friesrelief, Vorzustand mit originaler fleckenweisen Teilvergoldung der Reliefhöhungen, Abb. 20: Friesrelief nach Restaurierung der Teilvergoldung 2003, Abb. 21: Frieszone ohne und mit Bemalung, vergoldetes Kapitell (Zustand 2012) alle Fotos © Manfred Koller



Abb. 22: Wien 1, Kunsthistorisches Museum, Kuppelstatue Pallas Athene, originale Teilvergoldung der Rückseite, 1993 teilerneuert, © Manfred Koller

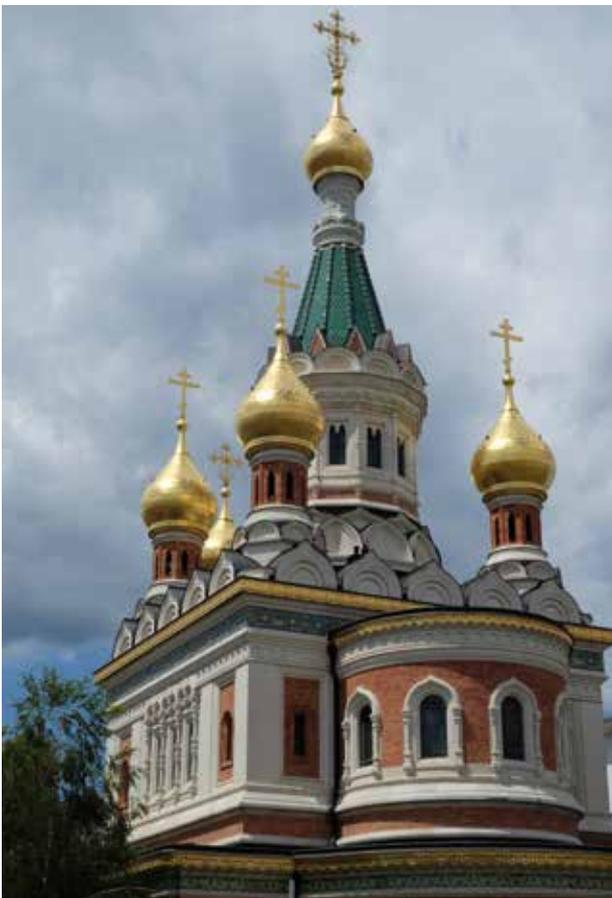


Abb. 23: Wien 3, Russisch-orthodoxe Kathedrale, Kuppeln und Dach nach Restaurierung 2010, © Manfred Koller

Ab 1871 plante er federführend die letzten großen Bauprojekte der Monarchie in Wien: Neue Burg (Kaiserforum), Hofmuseen und Burgtheater. Vergoldungen sind hier am Außenbau auf ein Minimum reduziert. Bei den Hofmuseen auf die monumentalen Widmungsinschriften mit dem Datum 1881 auf den Eingangsrisaliten und auf die Namen der wichtigsten Künstler und Naturforscher, die nach Sempers Programm auf den Fassaden dargestellt wurden. Dagegen blieben die im Hauptgesimsfries beider Museen sich wiederholenden Kaiserwappen und -kronen ohne Vergoldung und fallen deshalb kaum auf. Auf den zentralen Kuppeln waren nur die Attribute der überlebensgroßen Bronzefiguren (laut Inschrift gegossen von der „k. k. Kunst-Erziesserei Fröhlich und Pönninger Wien 1878“) im Originalzustand der Ölvergoldung erhalten: Pallas Athene (Abb. 22) auf dem Kunsthistorischen und Helios auf dem Naturhistorischen Museum.⁷⁶ Beim Torso der Neuen Burg setzen die feuervergoldeten gekrönten Kaiseradler (1899) über den Attiken der Platz- und Gartenseite die einzigen monumentalen Goldakzente. Aber auch kleine Motive, wie die Schilde der Türschnallen mit einer Miniatur der Kaiserkrone sollte man nicht übersehen.

Schon 1864 hatte man den kaiserlichen Bereich der Hofburg von der neuen, städtischen Ringstraße durch ein monumentales Eisengitter von einem Kilometer Länge getrennt. Über drei Meter lange Gitterelemente mit durchbrochenen Zierformen sind zwischen Eisenpfählen eingespannt, die jeweils eine verglaste Laterne mit einer Nachbildung der österreichischen Kaiserkrone tragen. Dieses Gitter erhielt, wie die Untersuchungen des Bundesdenkmalamtes vor der letzten Sanierung 1992–1995 ergaben, als Erstfassung eine purpurrote Grundfarbe und reiche Öl-Blattvergoldung der Profilgrate, Gitterspitzen und der Kronen auf den rund 250 Gitterpfählern. Diese „kaiserliche“ Originalfassung wurde bis 1914 noch zweimal wiederholt, nach dem ersten Weltkrieg jedoch mit Schwarzanstrich vereinfacht. Zuletzt reichten die Mittel nur für eine Rekonstruktion der Purpur-Goldfassung zuseiten des Burgtores.⁷⁷

Dem national-religiösen Historismus des späten 19. Jahrhunderts ist die russisch-orthodoxe Nikolauskathedrale im dritten Bezirk verpflichtet (1893–1899). Die vollständigen Vergoldungen ihrer fünf kreuzüberhöhten, dominanten Zwiebelkuppeln wurden vor einigen Jahren erneuert. Auch die ornamental durchbrochenen Blechbordüren an allen Kuppelschäften und Dachgesimsen sind blattvergoldet. Die zwei zentralen Kuppelspitzen tragen durchbrochen verzierte, die vier seitlichen einfache russische Kreuze (Abb. 23).

Weiß-Goldenes Wien um 1900

Auch am Beispiel der von Joseph Maria Olbrich erbauten Secession wurde deutlich, wie schnell Goldeffekte schon nach wenigen Generationen in Vergessenheit geraten. Zwar waren die vergoldeten Inschriften und



Abb. 24: Wien 1, Sezession von J. M. Olbrich 1898, Lorbeerkuppel nach Rekonstruktion der Vergoldung 1986, © Manfred Koller
 Abb. 25: Einzelblatt der Kuppel mit der streifig-konzentrischen Blattvergoldung, © Manfred Koller

Putzschnittdekore der – wie der ganze kubische Bau – sonst weißen Eingangsfront erkennbar geblieben, doch wurde bei der Gesamtanierung 1985–1986 die Art der Vergoldung der Kuppellaube zum Rätsel. Denn in seinem Nachbericht zur Eröffnung des Gebäudes am 11. November 1898, das Kritiker als „Grab des Mahdi“ verspotteten, hielt der Chronist der Secession Ludwig Hevesi fest: „Diese Kuppel ist eigentlich eine Laube [...], die Laubkrone eines kolossalen Lorbeerbaumes [...]. Diese schmiedeeiserne, echtvergoldete Laubkuppel besteht aus 3000 Blättern, jedes über einen Fuß lang, und aus 700 Beeren, jede über eine Faust groß.“ Der kreisrunde Raum darunter wirkt als „ein Stück Orient in Wien. Über sich hat man das tausendfach durchbrochene frischgrüne Gewölbe [...]“.⁷⁸ Weiters beschreibt Hevesi die Blätter als „außen gelb bemalt und jedes Blatt mittels dreier goldener Streifen echt vergoldet“.⁷⁹ Auf den 1945 ausgeglühten Schmiedeeisenblättern waren keine Spuren mehr vorhanden. Die Deutung der drei Goldstreifen Hevesis gelang erst Architekt Adolf Krischanitz durch Detailvergrößerungen aus alten Fotos als der Blattform angepasstes Jugendstilmotiv der konzentrischen Kreise (Abb. 24, 25). Die Kuppel wird derzeit restauriert und soll ab Herbst 2018 wieder in frischem Glanz erstrahlen.

Josef Hoffmann übertrug auf seinem Palais Stoclet in Brüssel (1906–1911) die Goldelemente von Olbrichs Secession auf einen gestuften Turm. Florale Goldgebilde markieren den oberen Abschluss und die vier Turmecken, kupfergetriebene und feuervergoldete halbrunde Ornamentstäbe rahmen alle Baukanten und Felder der mit Marmorplatten inkrustierten Fassaden.⁸⁰ Noch stärker als Olbrich bei der Secession übertrug Hoffmann den früher vorwiegend auf Insignien bezogenen und inhaltlich oder

rein dekorativ begründeten Goldeinsatz auf die architektonische Formgebung selbst.

Für das überaus vielseitige Œuvre Otto Wagners können hier nur wenige Beispiele ausgewählt werden. Wo Vergoldung sich auf Metallteile konzentrierte, bringen überall dort, wo keine Kontinuität einer Vergoldung vorliegt, gezielte Schichtenbefunde heute nur fallweise Ergebnisse. Hier können eindeutige Bild- und Schriftquellen Aufschluss geben, wozu zwar Grundlagen vorliegen, die aber hinsichtlich Planung, Ausführung und späteren Restaurierungen systematischer Quellenkritik bedürften.⁸¹ Bei meinen Gelegenheiten zur Fassadenuntersuchung von Wagnerbauten konnte ich häufig starke Reduktionen von ursprünglich dekorierten Bereichen (z. B. Dachuntersichten) feststellen, ebenso eine starke Vergrößerung der Oberflächen durch Verlust der handwerkstechnischen Traditionen.⁸² Gesichert ist die Golddekoration auf den Metallzierraten und den Marmorplatten der Eingangsfront mit den goldaffinen Sonnenblumen bei den Stadtbahnpavillons am Karlsplatz (1898). Diese waren 1969 ganz heruntergekommen und wurden danach erneuernd restauriert, wobei die damalige Blattvergoldung auf Marmor im Witterungsbereich jetzt wieder verschwindet (Abb. 26). Für den zuletzt dokumentierten und restaurierten Kaiserpavillon der Stadtbahn in Hietzing (1899) hat Wagner seinen pompösen ersten Plan mit kronenbesetzter Kuppel auf Goldakzente von Kronen, Wappen und Monogrammen des grün gestrichenen Eisenbaus der Vorhalle beschränkt.⁸³ Bei seinem Mietshaus in Wien 6, Linke Wienzeile 38 (1898) sind die Vergoldungen, sowohl auf dem Stuckdekor der weißen Fassadenfläche (umrankte Eckquadern, Bildmedaillons) als auch am Dekor der Gliederungen (Kassetten der Traufuntersicht, Fensterrahmen)



Abb. 26: Wien 4, Karlsplatz, Stadtbahnstation von Otto Wagner 1898, Neuvergoldung nach 1970, Zustand 2017, © Manfred Koller

und der grünen Balkongeländer komponiert. Den Höhepunkt setzte Wagner mit der weithin sichtbaren Goldkuppel der Leopoldskirche auf der Baumgartner Höhe über dem, in einem Park mit Einzelpavillons gebauten, Psychiatrischen Krankenhaus. Die Tambourkuppel ist mit gefalzten Kupferplatten gedeckt. Wagner selbst betont die künstlerischen Gründe, weil „jede Kuppel, besonders, wenn sie, wie im vorliegenden Falle, vergoldet ist, dem Beschauer von jedem beliebigen Standpunkte aus einen Glanzpunkt zeigt, also schon durch diesen Licht- und Materialeffekt zur beabsichtigten Wirkung beiträgt.“⁸⁴ 1991 war die gesamte Kuppel nur mehr mit grüner Kupferpatina überzogen. Reste von Teilvergoldung zeigten nur mehr die Sitzfiguren der Kirchenpatrone über der Fassade (Abb. 27) und der Metalldekor im Eingangsbereich. Nach diesen Resten, den Plänen Wagners und alten Fotos wurden die Vergoldungen auf Metallteilen und auch auf den Marmorplatten der Fassadeninkrustation bis 2005 mit Blattvergoldung auf Ölbasis rekonstruiert.⁸⁵

Weitere städtische Goldakzente

Zu diesen gehören die Freidenkmäler, die seit dem Barock die Mitte großer Innenstadtplätze besetzen. Das wichtigste war und ist bis heute die 1692 geweihte Dreifaltigkeitssäule am Graben als kaiserliches Votivmal der Pest (wie später die Karlskirche). Dafür wurden die rund vier Meter hohe Gruppe der Dreifaltigkeit an der Spitze, die



Abb. 27: Wien 14, St. Leopold Am Steinhof von Otto Wagner 1904, linke Turmstatue hl. Leopold, Zustand der originalen Teilvergoldung 1989, © Manfred Koller

Attribute von Kaiser Leopold I. (Krone, Lorbeerkranz und Degen) sowie die großen Wappen von Österreich, Böhmen und Ungarn mit ihren Kronen an den Sockellecken mit großen Inschriften auf dunklen Kupfertafeln dazwischen von Augsburger Spezialisten in Kupfer getrieben und feuervergoldet. Die Originalvergoldungen waren zur Restaurierung 1980/81 zwar stark zerkratzt, doch noch bis zur Hälfte vorhanden. Sie wurden konserviert und mit Blattgold in Öltechnik ergänzt (Abb. 28). Angesichts der exorbitanten Kosten für die Errichtung dieses Monumentes und der prekären Finanzlage des Staates mussten die Ausführenden nach 1692 jahrelang auf ihre Bezahlungen warten.⁸⁵ Bei den anderen zentralen Barocksäulen der Inneren Stadt, der Mariensäule Am Hof und dem Josephs- oder Vermählungsbrunnen auf dem Neuen Markt sind Vergoldungen wesentlich weniger umfangreich. An der Ringstraße wurden erst in den 1960er-Jahren am Liebenberg-Denkmal (1890) gegenüber der Universität die Bronzefigur der Siegesgöttin und am Johann-Strauß-Denkmal im Stadtpark (1921) die Marmorfigur des Walzerkönigs vollständig blattvergoldet. Neben der Sezession waren auch die Reliefs auf dem Streitwagen der Marc-Anton-Gruppe von Anton Strasser (1903) feuervergoldet.

Für Geschäfts- und Bürgerhäuser treten Vergoldungen als attraktives Werbemittel erst im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert stärker in Erscheinung. Erhalten sind davon nur das Warenhaus A. Herzmansky (1897) in Wien 7,

Stiftsgasse 3, mit dem vergoldeten Namenszug unter dem Hauptgesims,⁸⁷ und die unlängst wiederhergestellte Fassade Wien 1, Fleischmarkt 7, mit vergoldetem Stuckdekor und der Inschrift „Josef Meisl Kaffee Import“ (1899).

Nicht vergessen sollten auch die zahlreichen alten Wiener Hauszeichen werden, von denen ein Wienbesucher 1715 vor allem die Wirtshäuser vermerkte: „Drey Hacken/ die drey Haasen/ Der Wildemann; darnach ist der Pfau/ Greiff/ Ochs/ Bär/ die Rose/ der Adler/ Löw/ die Sonn/ drey Cronen/ der Hirsch/ alle golden genannt. Der Namen und der Schild dieser allen ist von Gold.“⁸⁸ Davon sei als prominentes erhaltenes Beispiel das Hauszeichen zum „goldenen Hirsch“ in Wien 6, Mariahilferstraße 45 (Geburtshaus von Ferdinand Raimund 1790) erwähnt; in Wien 7, Neubaugasse 58-62, erinnern noch die Häuser zum goldenen Ochsen, Adler, Greif auf ihre einstige Verbreitung.⁸⁹

Bedeutungsfragen und Denkmalwerte

Im Vergleich zu anderen, ehemals fürstlichen Residenzstädten Europas sind die Außenvergoldungen im Wiener Stadtbild vor 1900 eher bescheiden, wenn auch Vieles verloren ging. Man denke nur an die vergoldeten Dächer und Prunkgitter des 17. und 18. Jahrhunderts in Frankreich (z. B. Paris, Invalidendom 1680–1706; Schloss Versailles, Ehrenhöfe und Kirche ab 1665; Nancy, Place Stanislas ab 1752) oder an die Fassaden, Dächer und Gärten in Deutschland (z. B. marmorierte und vergoldete Fassade von Schloss Bruchsal von Giuseppe Marchini 1731 – rekonstruiert 1974; Sonnentempel der Eremitage in Bayreuth 1750; Chinesisches Haus in Potsdam-Sanssouci 1770) oder an die Zwiebeltürme der Kirchen im Moskauer Kreml.

Unter den Sakralbauten in Wien treten kaiserliche Kirchenstiftungen hervor (Verbindung von Kreuz und Krone), während Bettelorden programmgemäß auf Gold verzichten (Franziskaner, Dominikaner, Augustiner Eremiten, Serviten u. a.). Für Herrschersitze und Adelspalais gehören vor allem goldene Insignien und Wappen zur Repräsentation auf Fassaden und Portalen. Bürgerhäuser mussten sich lange mit goldenen Hauszeichen begnügen und erst im Liberalismus der Ringstraßenbauten dient auch ihnen Vergoldung als Zeichen von Vermögen, aber auch Mäzenatentum (Heinrichshof 1867), worin sie mit den Nobilitäten wetteiferten. Bei den großen öffentlichen Bauten der Ringstraße wird für Universität und Rathaus, aber auch für Burgtheater und Börse ganz auf Gold verzichtet. Auf den Kunstbauten der Museen und auf der Kunstakademie bleibt die Vergoldung auf das Darstellungsprogramm bezogen. Für alle Inschriften ist Vergoldung die Regel. Eine besondere Ausnahme hätte das Parlament gemacht, wenn sich Theophil Hansen gegen seine Kritiker bzw. den Sparzwang durchgesetzt hätte. Otto Wagner setzte mit seiner Goldkuppel am Steinhof den letzten derartigen Glanzpunkt in die Stadtlandschaft von Wien.



Abb. 28: Wien 1, Graben, Dreifaltigkeitssäule, kupfergetriebene Trinitätsgruppe, Ausschnitt Christusfigur mit originaler Feuervergoldung, Gesicht mit Teilergänzung in Blattgold 1981, © Manfred Koller

Allgemein hat man das Edelmetall Gold seit antiken Zeiten ambivalent eingesetzt und bewertet. Mit seiner korrosionsfreien Dauer (Ewigkeit) und seinem sonnenähnlichen Glanz, der die höchste Lichtwirkung in der künstlerischen Darstellung ermöglicht, wird Vergoldung im Kirchenbau zum Symbol für Reinheit und Ewigkeit, selbstleuchtender Transzendenz, vom altägyptischen Kult („Fleisch der Götter“) bis zum Christentum.⁹⁰ In der Profankunst stehen dieselben Eigenschaften des Goldeinsatzes für Macht und Dauer (Kronen, Insignien), Reichtum, aber auch für Erhabenheit und Inspiration. Funktionell aber auch erhaltungsmäßig überwiegt der Goldeinsatz im Mittelalter wie in der Neuzeit in den



ERICH DUNGL G.M.B.H.
BLATTGOLDSCHLÄGEREI

**Blattgold
Blattsilber
Schlagmetall
Vergolderartikel**



**Wir beraten
Sie gerne in
allen Fragen
rund ums
Blattgold.**

**Tel: +43/1/707 73 57
Schloßmühlstr. 21
2320 Schwechat**

**Fax: +43/1/707 37 08
email: verkauf@dunzl.com
Website: www.dunzl.com**

Anzeige

Innenräumen. Am Außenbau tritt Vergoldung in Wien erst im Barock und danach in der Ringstraßenepoche deutlicher hervor. Ihr Höhepunkt in Architektur und Kunst um 1900 markiert aber zugleich das Ende der „goldenen Zeiten“ vor den mit dem ersten Weltkrieg verbundenen Katastrophen. Die teilweise Blattvergoldung der Fassade des Künstlerhauses zur Ausstellung „Traum und Wirklichkeit“ nach dem Konzept von Hans Hollein 1985 machte den Bruch nochmals deutlich. In der modernen Architektur des 20. und 21. Jahrhundert hat Gold seine Glanz- und Symbolwirkung nicht nur in Wien verloren. Der späte Widerstand von Friedensreich Hundertwasser dagegen hat nur in seinen eigenen Werken bleibende Spuren hinterlassen (Haus Hundertwasser, Ecke Löwengasse/Kegelgasse, Wien 3, Müllverbrennungsanlage Spittelau, Wien 9).⁹¹

EXKURS: Goldhandwerke in Wien einst und jetzt

Die verschiedenen echten Vergoldungstechniken benötigten (abgesehen vom Arbeitsfeld der künstlerischen Goldschmiede) mindestens drei spezielle Gewerbe: Die Goldschläger zur Herstellung von Blattgold und die Vergolder zur Ausführung von Polimentvergoldungen (im Innenbereich) und von Ölvergoldungen (im Innen- und Außenbereich) sowie die Gürtler und Bronzearbeiter für Feuervergoldungen von Metallobjekten innen und außen. Die Quellen zu den jeweiligen Techniken sind unterschiedlich ausführlich.⁹² Die Handwerkerliteratur informiert über die zünftischen Regeln, aber auch über die befugten Aufgabenbereiche.⁹³ Demnach waren in Wien schon 1326 fünf Gürtler tätig, sie erhielten 1426 eine eigene Ordnung und bildeten ab 1435 mit den Bortenwerkern eine „Zeche“; 1728 waren in Wien 30 Gürtlermeister tätig.⁹⁴

Weigel's Ständebuch von 1698 gibt ausführlich Auskunft zur damaligen Handwerkspraxis vor allem in Nürnberg. Die Verse zu seinen Kupferstichen für jedes Handwerk ließ sich der Autor von Abraham a Santa Clara in Wien beisteuern, er kannte also auch die hiesige Praxis.⁹⁵ Der „Goldschläger“ schmilzt erst die Edelmetalle und gießt damit einen rechteckigen „Zain“, der auf dem Amboss und durch ein „Zieh-Werk“ bandförmig ausgedünnt sowie zwischen Rinderdarm „mit großer Mühe, Kunst und besonderer Wissenschaft“ mit dem Hammer so dünn geschlagen wird, dass ein Dukaten Gold über 300 Blätter von 3 Zoll Breite liefert. Dieses Handwerk war „frei“, die Gesellen konnten also nach 7-jähriger Ausbildung „aller Orten in Europa“ arbeiten, aber nur durch Übernahme einer „entledigten“ Werkstatt Meister werden, denn neue waren nicht erlaubt.⁹⁶ Für die Gürtler hält Weigel die Vielfalt ihrer Fertigkeiten und Produkte sowie die (Feuer-)Vergoldung- und Versilberung mit Hilfe von Quecksilber fest.⁹⁷ Eine besondere Stellung außerhalb der Zünfte hatten die sogenannten Hof- und Hofbefreiten Handwerker und Künstler.⁹⁸ Für das 18. Jahrhundert sind zwei Hofgoldschläger dokumentiert, ferner 11 Gürtler, aber keine „Bronzearbeiter“ wie sie oben z.B. für die Karlskirche

belegt werden konnten.⁹⁹ Zur Zeit der Erneuerung der bürgerlichen Handwerksordnung 1639 waren nur mehr zwei Meister aktiv, aber das Gewerbe erholte sich, bestätigte 1705 seine Zunftordnung und erhielt 1718 von Kaiser Karl VI. ein Privileg für seine „kaufrechten“ Erzeugnisse. 1820 wurde das Meisterrecht für Gürtler und Bronzearbeiter mit einem Zeugnis der kaiserlichen Wiener Akademie der bildenden Künste über nötige Kenntnisse im Zeichnen und Bossieren junktimiert. Zu dieser Zeit setzte auch eine Spezialisierung in verschiedene Zweige mit kleinen Manufakturen ein, die seit den 1840er-Jahren mit der Galvanisierung auch die historischen Feuervergoldungen betrafen. Die seit 1862 installierte Genossenschaft umfasste 1893 nicht weniger als 391 Mitglieder.¹⁰⁰ Das heutige Berufsfeld hat sich dem Bedarf angepasst, die Feuervergoldung ist aus Gesundheits- und Umweltschutzgründen verboten.

Der Vergolderberuf ist historisch weniger detailreich belegt. Er war historisch meist mit der Fassmalerei verbunden. Diese war laut dem Statut der Wiener Kunstakademie von 1726 jedoch nur den gewerblichen Malern vorbehalten.¹⁰¹ Die Verbindung von Malerei und Vergolden im Barock belegt die ausführliche technische Beschreibung der Blattvergoldung im mehrfach aufgelegten Malerbuch von J. M. Cröker ab 1719.¹⁰² Ausbildung heute bis zur Meisterprüfung bietet die HTL Baden-Malerschule Leersdorf.¹⁰³ Die rund ein Dutzend Wiener Vergolderbetriebe können Ihren Materialbedarf bei zwei renommierten Goldschlägern in Schwechat (www.dunzl.com) und Wien 14 (www.blattgold.at) – beide mit ausführlicher Homepage – direkt abdecken.

- 1 Wolfgang Prohaska, Fassade – Historische Terminologie, in: Realexikon zur deutschen Kunstgeschichte, Bd. VII, Sp. 538–558.
- 2 Cajus Plinius Secundus, Naturgeschichte, übers. von L. F. G. Strack, Bremen 1855, Nachdruck Darmstadt 1968, Buch 33, Kap. 19, 20.
- 3 Caius Plinius Secundus d. Ä., Naturkunde, Buch XXXV, übersetzt von Roderich König (lat.-dtsh.), München u. Darmstadt 1978, 7. Buch, Kap. 17 – Dazu ausführlicher Kommentar bei Kilian Anheuser, Im Feuer vergoldet, AdR Schriftenreihe zur Restaurierung und Grabungstechnik, Band 4, 1999, S. 17–20.
- 4 Vitruv, Zehn Bücher über Architektur, übersetzt von Curt Fensterbusch, Darmstadt 1967 (lat.-dtsh.), 7. Buch, Kap. 8; Eduard Brepohl, Theophilus Presbyter und das mittelalterliche Kunsthandwerk, Wien 2013, Bd. 2, Kap. 68 (1. Beschreibung um 1100).
- 5 Ulrich Schiessl, Techniken der Faßmalerei in Barock und Rokoko, Worms 1983 (Rohstoffe, Herstellung und Handel, Anlegetechniken, Gestaltung); Deborah Bigelow, Elisabeth Cornu, Gregory J. Landrey, Cornelis van Horne, Gilded Wood, Conservation and History, Madison, Connecticut 1991 (Blattmetallaufgaben Europa, Japan, USA).
- 6 Filippo Coarelli, Rom. Ein archäologischer Führer, Freiburg/Br. 1975, S. 198–204.
- 7 Gottfried Gruben, Die Tempel der Griechen, Darmstadt 1976, S. 193–206.
- 8 Tetraz, Die Restaurazion des Erechtheions zu Athen, in: Försters Allgemeine Bauzeitung, 1851, S. 335–353. – Die Vergoldungstechnik auf Bronze war schon damals (siehe Plinius) die Feuervergoldung

- mit Quecksilber – der Kauf von Goldblättern würde dagegen auf eine Ölvergoldung hinweisen.
- 9 Siehe Anm. 6 und 8.
 - 10 Hans Vogts, Dach, in: Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte, Bd. 3, Stuttgart 1954, Sp. 911–968, hier Sp. 59.
 - 11 L. Arntz, Bleideckung und ihr Schmuck, in: Zeitschrift für christliche Kunst XXXI, 1918, S. 1ff. (Köln, Dom; St. Maria im Kapitol; Braunschweig, Martinskirche); Wolf Metternich, Denkmalpflege und das Problem der Farbe, in: Jahrbuch der rheinischen Denkmalpflege 17, 1941, S. 210f. (Köln, Dom und Minoritenkirche); Vogts 1954 (wie Anm. 11), Abb. 46, 47. Weitere Beispiele bei Roland Möller, Material und Farbe der Dächer, in: Jürgen Pursche (Hg.), Architekturoberfläche: Kalk, Putz, Farbe. ICOMOS-Tagung München 2002, ICOMOS-Deutsches Nationalkomitee XXXIX, München 2003, S. 106–115.
 - 12 György Duma, Ein unbekanntes Vergoldungsverfahren an Baukeramik des Mittelalters. In: Österreichische Akademie der Wissenschaften, Mitteilungen der Kommission für Burgenforschung und Mittelalterarchäologie Nr. 29, Wien 1980, S. 56–65 (Blattvergoldung + Zweitbrand bei ca. 500° C).
 - 13 Zuletzt siehe Manfred Koller, Das Goldene Dachl zu Innsbruck im Farbwandel. In: Conservatum est. Festschrift für Franz Caramelle zum 70. Geburtstag, hg. Leo Andergassen, Michaela Frick, Schlern-Schriften 363, Innsbruck 2014, S. 163–182. – ursprünglich waren nicht nur die ca. 2300 Kupferschindeln und 14 Firstkrabben vergoldet, sondern auch die Steinreliefs in Weiß-Gold mit Inkarnaten gefasst. – 1899 wurden 300 Schindeln und 1 Firstkrabbe ganz erneuert.
 - 14 Manfred Schuller, Le facciate delle palazze medioevali di Venezia. Ricerche su singoli esempi architettonici, in: Francesco Valcanover, Wolfgang Wolters (a cura di), L'Architettura gotica di Venezia, Venezia 2000, S. 281–350, hier S. 312, Abb. 37–40.
 - 15 Francesca Piqué, Dusan C. Stulik (eds.), Conservation of the Last Judgement Mosaic, St. Vitus Cathedral, Prague, Los Angeles, The Getty Conservation Institute 2004.
 - 16 Gentile Bellini, Prozession auf dem Markusplatz, 1496, Venedig, Galleria dell'Accademia.
 - 17 Lorenzo Ghiberti, I commentarii (um 1450), in: Ulrich Pfisterer, Die Kunstliteratur der italienischen Renaissance in Quellen, Stuttgart 2002, S. 80–81.
 - 18 Hans Burkhardt, Heinrich Margirius, Siegfried Seifert, Peter Vohland, Die „Schöne Tür“ in der Sankt Annenkirche zu Ansbach (Messerschmidt Stiftung. Berichte zur Denkmalpflege), München 2003, S. 29.
 - 19 Sebastian Franck, Sprichwörter, Frankfurt/M. 1541, zitiert nach Karl Friedrich Wilhelm Wander, Deutsches Sprichwörter-Lexikon, Leipzig 1867 (Nachdruck Darmstadt 1964), Bd. 1, Sp. 1794.
 - 20 Renate Holzschuh-Hofer, Susanne Beseler, Nobles Grau-Gold. Bauforschung am Schweizertor in der Wiener Hofburg. In: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege LXII, 2008, S. 643–670, hier S. 660–670, Abb. 775 a–d (grafische Farbrekonstruktion).
 - 21 Richard F. Kreutel, Im Reiche des Goldenen Apfels (Osmanische Geschichtsschreiber Bd. 2), Graz-Wien-Köln, ²1963, S. 54; Hellmut Lorenz, Huberta Weigl (Hg.), Das barocke Wien. Die Kupferstiche von Joseph Emanuel Fischer von Erlach und Johann Adam Delsenbach (1719), Petersberg 2007, Tafel 19, S. 104–109 (die Kupferdeckung der 1571 vollendeten Türme ist belegt).
 - 22 Kreutel 1963 (wie Anm. 21), S. 42, 122/23.
 - 23 Zu den zeitlichen Varianten des Kaiser- bzw. Doppeladlers siehe Franz Gall, Österreichische Wappenkunde, Wien-Köln 1977.
 - 24 Als Goldschmied war hier (wie gleichzeitig an der Pestsäule am Graben) Christian Murbeck tätig. – Siehe Ausst.Kat. 850 Jahre St. Stephan. Symbol und Mitte in Wien 1147–1997, Historisches Museum der Stadt Wien 1997, S. 188, Abb. 4.6.1 und S. 230/33, Abb. 4.50–4.52. – Richard Perger nach Quellen erklärt die Stern-Halbmond-Bekrönung mit dem sonnenartigen Goldglanz von 1519 als kosmisches Symbol des Humanismus.
 - 25 Ausst.Kat. 1997 (wie Anm. 24), Kat. 6.31. wie schon 1786 sind im Kreuz auch die Namen aller indirekt Beteiligten eingraviert – Carl Obrist ist vielleicht ein Nachkomme des an der Karlskirche tätigen Kupferschmieds J. Obrist (siehe unten).
 - 26 Diese Vergoldungen sind auf der Vedute von Bernardo Bellotto im Kunsthistorischen Museum von 1759/60 nicht erkennbar, wohl infolge der deutlichen Verschmutzung seit der Restaurierung unter Andrea Pozzo 1703–09.
 - 27 Siehe dazu die Stichworte bei Gert Oswald, Lexikon der Heraldik, Leipzig 1984.
 - 28 Manfred Koller, Die Architekturfarbe im historischen Stadtbild und heute: Freyung und Dr.-Ignaz-Seipel-Platz in Wien. In: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege, LXV, 2011, S. 414–436, hier 429–431, Abb. 368 (Kolorierter Stich von Carl Schütz 1790 zeigt, dass die Turmhelme schon damals wie heute vergoldet waren).
 - 29 Koller (wie Anm. 28), S. 419–421, Abb. 349 (Vedute von Bernardo Bellotto 1759/60). Die Rosen sind auf dem Delsenbachstich von 1719 weggelassen: Lorenz-Weigl 2007, S. 60, Tafel 10.
 - 30 Manfred Koller, Baubetrieb, Bauberufe, Baumaterial zur Prandtauers Zeit und Baudenkmalpflege heute, in: Ausstellungskatalog Jakob Prandtauer (1660–1726), Planen und Bauen im Dienst der Kirche, St. Pölten, Diözesanmuseum 2010, Katalogabschnitt 4, S. 67–101, hier S. 86–87.
 - 31 Vergoldung der Kupferornamente zeigt der kolorierte Stich von Johann Ziegler 1783: Christian Nebehay (Hg.), Carl Schütz, Johann Ziegler, Laurenz Janscha. Die Wiener Ansichten, Harenberg 1981, Kat. 21; Günther Dürigl (Hg.), Der Verlag Artaria. Veduten und Wiener Alltagsszenen, Ausst. kat. Historisches Museum der Stadt Wien 1981.
 - 32 Wolfgang Cerny in: Dehio-Handbuch der Kunstdenkmäler Österreichs, Wien, II.–IX. und XX. Bezirk, Wien 1993, S. 284. – Die Kupferdeckung sieht noch wie ursprünglich aus, die alte Feuer(?) vergoldung ist durch matte Ölvergoldung überdeckt.
 - 33 1806 wurde sie zur österreichischen Kaiserkrone – siehe Hermann Fillitz, Die österreichische Kaiserkrone (Die Insignien des Kaisertums Österreich, Bd. I), Wien 1959.
 - 34 Karl Lind, Die Karlskirche in Wien, in: Allgemeine Bauzeitung, Jg. 45, Wien 1880, S. 9–11.
 - 35 Nach Lind 1880 (wie Anm. 34), S. 11, führte J. Katzler die Vergoldung der Kronen um 70 Gulden aus, diejenige der vom Kupferschmied J. Obrist hergestellten Adler kostete 800 Gulden, die der Uhrziffern 63 Gulden.
 - 36 Helga Pencz (Hg.), Das Kloster der Kaiserin. 300 Jahre Salesianerinnen in Wien, Petersberg 2017, Titelbild.
 - 37 Manfred Koller, Die Fassaden der Wiener Hofburg. Erforschung und Restaurierung 1987–1997. In: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege, LI, Wien 1997, S. 494–536, hier S. 513–515. – Das Wappenschild im Kaiseradler bezieht sich auf Karls VI. früheren Anspruch auf den spanischen Königsthron. – Barocke

- Vergoldungen waren hier nirgends mehr erhalten. Die Erneuerung um 1995 folgt im Wesentlichen der kolorierten Stichansicht von Carl Schütz 1792.
- 38 Koller 1997 (wie Anm. 37), 517–519, Abb. 658.
- 39 Diese Wappenfarben wurden zur Restaurierung 1990 nach Konsultation mit Historikern entschieden.
- 40 Koller 1997 (wie Anm. 37), Abb. 658, 664, 669b, 671.
- 41 Kurzbericht zur 1994 begonnenen Außenrestaurierung in: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege XLIX, 1995, S. 479, Abb. 591.
- 42 Walter Hummelberger, Das Bürgerliche Zeughaus (Wiener Geschichtsbücher, hg. Peter Pötschner, Bd. 9), Wien 1972, S. 44–48 (Fassade) – historische Belege und Bildquellen für den Goldschmuck fehlen, aber auch Befunde zum ursprünglichen Farbkonzept der bemerkenswerten Fassade.
- 43 Koller 1997 (wie Anm. 37), Abb. 367, 368.
- 44 Der heutige Schwarz-Goldkontrast des Balkongitters wäre zu hinterfragen, da sonst für barockes Schmiedeeisen meist Ölanstriche mit Bleiweiß, Hellgrau oder Hellblau nachgewiesen sind. Dazu passt technisch eine Ölvergoldung.
- 45 Lorenz-Weigl 2007 (wie Anm. 21), S. 32, Taf. 4 zeigt die gekrönten Wappen über den ursprünglich zwei Portalen im Delsenbachstich von 1719.
- 46 Siehe Anm. 44.
- 47 Siehe Anm. 36. Befunduntersuchungen brachten kein Ergebnis.
- 48 Hubert Paschinger, Künstliche Patina von Kupferdächern, in: Restauratorenblätter Bd. 15, 1994, S. 11.
- 49 Gertrude Aurenhammer, die Geschichte des Belvedere nach dem Tod des Prinzen Eugen, in: Mitteilungen der Österreichischen Galerie, Jg. 13, 1969, S. 41–183, hier S. 93.
- 50 Nebehay 1981 (wie Anm. 31), Kat. 26.
- 51 Bruno Grimschitz, Wiener Barockpaläste, Wien 1947, Abb. 64, 65
- 52 Aurenhammer 1969 (wie Anm. 49), S. 54.
- 53 Ulrike Seeger, Stadtpalais und Belvedere des Prinzen Eugen, Wien-Köln-Weimar 2004, S. 331–336.
- 54 Friedrich Dahm (Hg.), Die Römische Ruine im Schlosspark von Schönbrunn. Forschungen-Instandsetzung-Restaurierung (Wissenschaftliche Reihe Schönbrunn, Band 8), Wien 2003.
- 55 Kurzbericht in: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege LXII, 2008, S. 461, Abb. 570.
- 56 Friedrich Kobler, Figürlicher Zinkguss in Österreich im 19. Jahrhundert, in: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege XLVII, 1993, S. 158–165.
- 57 Bronziren von Zinkgussgegenständen, in: Försters Allgemeine Bauzeitung 1858, Notizblatt, S. 158.
- 58 Z.B. Chr. H. Schmidt, Die Kunst des Vergoldens, Versilberns, Verplatinierens ect. (Neuer Schauplatz der Künste und Handwerke, Bd. 133), Weimar 1862, – angekündigt im Literaturblatt von Försters Bauzeitung 1862, S. 111.
- 59 Auf der Kuppel des gegenüberliegenden Palais Wertheim war 2003 keinerlei Vergoldung festzustellen (Mündliche Auskunft von Oliver Schreiber, Landeskonservatorat für Wien). Sonst ist die aufwendigere Kuppelform mit aufgesetzter Windfahne gut erhalten.
- 60 Allgemeine Bauzeitung 26. Jg., 1861, S. 164–65. Die Fassade wurde zuletzt 1983–1994 befundgemäß restauriert.
- 61 Theophil Hansen, Der Heinrichshof am Opernring in Wien, in:



Pfandl-Bad Ischl
Wollganger Straße 7
+43(0)6132 / 23435
office@zebau.at

Altaussee
Puchen 214
+43 (0)3622 / 71322
altaussee@zebau.at

Gmunden
Scharsteiner Straße 49
+43 (0)7612 / 64013
gmunden@zebau.at

LEITBETRIEBE AUSTRIA

zebau
+ zimmerei

Wir haben immer eine Idee!

Ihr Spezialist für Planungen, Neu- und Umbauten sowie Renovierungen und Sanierungen; jederzeit auch für KLEIN- UND KLEINSTAUFTRÄGE zu haben.
www.zebau.at

- Försters Allgemeine Bauzeitung 32, 1967, S. 1–2.
- 62 Die seit 1945 ohne Absicherung belassene Kriegsruine musste 1951 abgetragen werden: Julius Fleischer, Monumenta deperdita. Zum Abbruch des Heinrichshofes, in: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege VII, 1953, S. 32–33, Abb. 32. – Vier zuvor abgenommene Turmfresken mit Goldgrund sind im Bundesdenkmalamt deponiert. Zum Vorzustand siehe Renate Wagner-Rieger, Die Wiener Ringstraße. Das Kunstwerk im Bild, Graz 1969, Abb. 8, 9.
- 63 Theophil Hansen, Das Musikvereinsgebäude in Wien, in: Allgemeine Bauzeitung Jg. 35, 1870, S. 28–30.
- 64 Zur Fassade machten laut Hansen ebenso „geringe Mittel“ den weitgehenden Verzicht auf Steinbauweise nötig.
- 65 Theophil Hansen, Das Haus des Herrn Ritter von Ephrussi in Wien, in: Allgemeine Bauzeitung 39, 1874, S. 15–16 (mit Plänen) nennt nur Maler- und Anstreicherarbeit vom „Dekorationsmaler Eichmüller“, der mit dem im Goldenen Saal des Musikvereins tätigen Aichmüller identisch sein dürfte.
- 66 Theophil Hansen, Der Neubau der k.k. Akademie der bildenden Künste in Wien, in: Allgemeine Bauzeitung Jg. 41, 1876, S. 11–14, Tf. 1–9. – Bereits ab 1859 schuf Hansen die Akademie in Athen als Musterbau mit antik-neuzeitlicher Polychromie, die erst ab 1872 ausgeführt wurde.
- 67 Günther Buchinger, in: Dehio-Handbuch, Wien-Innere Stadt, S. 267. – Wenn Renate Wagner-Rieger, Wiens Architektur im 19. Jahrhundert, Wien 1970, S. 181, „reichliche Vergoldung“ festhält, so war diese damals wohl noch erkennbar. – Zur Fassade am Schillerplatz fanden bisher keine Untersuchungen statt.
- 68 Wolfgang Baatz, Hubert Paschinger, Salzausblühungen nach Kompressen mit Ammoniumkarbonat. Eine Abschätzung, in: Restauratorenblätter Bd. 16, 1995, S. 91–94, Abb. 1–4.
- 69 Rainald Franz, Zur Polychromie in der Architektur Theophil Hansens, in: Cornelia Reiter, Robert Stalla (Hg.), Theophil Hansen. Architekt und Designer, Ausstellung des Kupferstichkabinetts der Akademie der bildenden Künste, Wien 2013, S. 41–47.
- 70 Franz 2013, S. 46.
- 71 Zitiert nach Renate Wagner Rieger 1970 (wie Anm. 67), S. 200, Anm. 19. Diese Angabe war nicht verifizierbar. – Im Dehio-Wien, Innere Stadt, 2003, S. 543, wird der Zustand missverständlich verkürzt als 1970 und 2003 rekonstruierte Polychromieprobe.
- 72 Kurzbericht in Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege LXII, 2008, S. 454, Abb. 554.
- 73 Durchführung von ES-Restaurierungstechnik (siehe www.esr.at).
- 74 Untersuchung und Konservierung Hans Hoffmann, Schichten- und Materialanalysen BDA-Labor (Hubert Paschinger).
- 75 Gottfried Semper, Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten, oder praktische Ästhetik, Frankfurt/M. 1860–1863, Bd. 2, S. 585; Uta Hassler, Martine Vernooij, Erwin Emmerling, Annik Pietsch, Marmorfarben: Das Weiß und Grau der Zürcher Semperauflage, in: Uta Hassler (Hg.), Maltechnik und Malmittel der Semperzeit, München 2014, S. 242–263, Abb. 213–214.
- 76 Nach Konservierung 1992/93 wurden die reduzierte Ölvergoldung in gleicher Technik überfasst. Bei Pallas Athene sind Helm, Gorgonenschild, Säume des Brustpanzers und die Gürtelschnur, bei der Nikefigur nur Flügel und Siegeskranz vergoldet – nicht wie beim Brunnen vor dem Parlament die ganze Nike und der ganze Panzer; bei Helios nur der Kopfstern und die Fackel.
- 77 Koller 1997 (wie Anm. 37), S. 535–36, Abb. 673–74.
- 78 Ludwig Hevesi, Acht Jahre Secession, Wien 1906, Reprint hrsg. von Otto Breicha, Klagenfurt 1984, S. 70.
- 79 Zitiert nach Otto Kapfinger, Adolf Krischanitz, Secession. Das Haus: Entstehung, Geschichte, Erneuerung, Wien 1986, S. 111–119 (Generalsanierung 1985/86).
- 80 Eduard F. Sekler, Josef Hoffmann. Das architektonische Werk, Salzburg 1982, S. 82, 302, Abb. 97–103.
- 81 Otto Antonia Graf, Das Werk des Architekten, 2 Bde., Wien-Köln-Weimar 21994.
- 82 Siehe Manfred Koller, Architektur und Farbe. Zu ihrer Geschichte, Untersuchung und Restaurierung. In: Maltechnik restauro 1975/4, S. 177–198 (Befund Stadtbahnstation Währingerstraße). – Die sonst hier genannten Beispiele konnte ich bei der letzten Gerüstung in Nahsicht prüfen.
- 83 Andreas Nierhaus, Manfred Wehdorn (Hg.), Der Pavillon des k.u.k. allerhöchsten Hofes. Eine Stadtbahnstation für den Kaiser, Wien 2014.
- 84 Graf 1994 (wie Anm. 81), Bd. 1, S. 404.
- 85 Kurzbericht in: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege LX, 2006, S. 286, Farbabb. 352.
- 86 Manfred Koller, Rainer Prandtstetten, Die Wiener Pestsäule (Restauratorenblätter Bd. 6, Wien 1982; Manfred Koller, Die Brüder Strudel, Hofkünstler und Akademiegründer, Innsbruck-Wien 1993, Kat. S. 8–17.
- 87 Andreas Lehne, Wiener Warenhäuser 1865–1914, Wien 1990, S. 170, Kat. 10.
- 88 Hans Tietze, Alt-Wien in Wort und Bild, Wien 1924, S. 34.
- 89 Renate Wagner-Rieger, Das Wiener Bürgerhaus des Barock und Klassizismus, Wien 1957, S. 210, 240.
- 90 Zur Aura von Gold siehe den von Monika Steinkopf herausgegebenen Bildband „Gold. Der Mythos in Kunst und Dichtung“, Stuttgart (Reclam) 2014.
- 91 Hundertwasser u. a., Das Haus Hundertwasser, Wien 1985.
- 92 Grundlegend dazu Anheuser 1999 (wie Anm. 2) und Ulrich Schiessl, Techniken der Faßmalerei in Barock und Rokoko, Worms 1983.
- 93 Reinhold Reith, Lexikon des alten Handwerks, München 1990, S. 110–113 (Gürtler und Gelbgießer).
- 94 V. Kienböck, Die Gürtler und Bronzearbeiter in Wien, in: Untersuchungen über die Lage des Handwerks in Österreich, Leipzig 1896, S. 595–634.
- 95 Christoph Weigel, Abbildung und Beschreibung der gemein-nützlichen Hauptstände, Regensburg 1698 (Neudruck Nördlingen 1987).
- 96 Weigel 1698 (Anm. 95), S. 297–300.
- 97 Weigel 1698 (Anm. 95), S. 335–337.
- 98 Herbert Haupt, Das Hof- und Hofbefreite Handwerk im barocken Wien 1620 bis 1770 (Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte, Band 46), Wien 2007.
- 99 Vgl. dazu Anm. 94.
- 100 Franz Prochaska, Aus der Geschichte des Wiener Gürtlergewerbes, in: Wiener Geschichtsblätter 52. Jg., 1997, S. 234–241 und Kienböck (Anm. 94).
- 101 Walter Wagner, Die Geschichte der Akademie der bildenden Künste in Wien, Wien 1967, S.22.
- 102 Johann Melchior Cröker, Der wohl anführende Mahler, hrsg. Ulrich Schiessl, Mittenwald 1982, Cap. 33, S. 122–135.
- 103 Siehe AMS-Berufslexikon (www.berufslexikon.at; www.malerschule-baden.ac.at).



BURG STRECHAU



www.burg-strechau.at

1. Mai bis 31. Oktober, Di – So, ausschließlich geführte Besichtigungen.

Führungszeiten: 10.00, 11.00, 12.00, 13.00, 14.00, und 15,00 Uhr

Für Gruppen ab 10 Personen sind nach Voranmeldung auch Führungen außerhalb dieser Zeiten möglich.

Räume sind für Festlichkeiten mietbar.

Informationen, Anmeldung: 0650/2348461

WOGRANDL
DRUCK

7210 Mattersburg | Druckweg 1

Tel.: 02626/62216
print@wograndl.com
www.wograndl.com



ClimatePartner^o
wir drucken klimaneutral

DIGITAL
DRUCK



Aus ÖSTERREICH – für ÖSTERREICH und UMWELTFREUNDLICH sowieso!

Erratum:

Wir wollen uns für eine in der letzten Ausgabe irrtümlicher Weise falsch gesetzte Bildunterschrift auf S. 40 entschuldigen. Das Copyright für die Abbildung von Josef Höfler liegt selbstverständlich bei Michaela Zavadil, deren Artikel auch im Beitrag zitiert wird.

Überlegungen zum Riesentor der Wiener Stephanskirche

Mario Schwarz



Abb. 1: Tympanonrelief am Riesentor des Wiener Stephansdomes (Novotny 1930)

Schon in der ersten kunstwissenschaftlich Publikation über das Westportal der Wiener Stephanskirche – das so genannte *Riesentor* – wies der Autor Eduard Melly im Jahr 1850 auf die ungewöhnliche Darstellung des thronenden Christus im Tympanon hin: Das Relief zeigt den Pantokrator in einer von zwei Engeln getragenen Mandorla mit durch zurückgeschlagenen Mantelsaum entblößtem linken Knie (Abb. 1). Melly regte an, der Ursache dieser Eigentümlichkeit auf den Grund zu gehen.¹ Richard Kurt Donin wies 1915 in seiner umfangreichen Arbeit über die romanischen Portale im Wiener Raum in diesem Zusammenhang auf die entsprechende Darstellung eines kaiserlichen Prinzen mit entblößtem Knie auf dem Sockel des Theodosiusobelisken im Hippodrom von Konstantinopel hin.² Tatsächlich zeigt der Marmorsockel des zur Feier des Sieges über den weströmischen Kaiser Flavius Magnus Maximus im Jahr 388 erbauten Obelisken in einem Relief den thronenden Kaiser Theodosius zwischen seinen Söhnen Arcadius und Honorius in der Hofloge des Hippodroms, und beide Kaisersöhne sind mit freiem Knie dargestellt.³

1977 legte Peter Cornelius Claussen eine ikonologische Studie vor, die den Ursprung dieses Motivs in der

antiken Mythologie nachwies. Die mystische Geburt des Dionysos aus dem Schenkel des Zeus-Jupiter sei als Hoheitsmotiv in die Ikonographie römischer Kaiserstatuen übertragen worden und habe damit kultische Bedeutung als Ausdruck der Apotheose des Augustus erhalten.⁴ 1981 leitete Marlene Zykan daraus unter dem Blick auf die stilistische Datierung des Portals um 1240 die Vermutung ab, es *dürfte die Stiftung des Riesentores mit der Majestas Christi auf Kaiser Friedrich II. zurückzuführen sein*⁵, da sich im Tympanonrelief das Selbstverständnis des Kaisers als Statthalter *Christi ... gewissermaßen in der Majestas Christi manifestiere*.⁶ Dies passe allgemein *gut in die von der Antike inspirierte Geisteswelt Kaiser Friedrichs II.*⁷ Zieht man in Betracht, dass sich Kaiser Friedrich II. auf offiziellen Siegeln in gleicher Weise thronend mit entblößtem Knie darstellen ließ (Abb. 2), so erscheint die These von Marlene Zykan bestätigt.⁸

Diese Interpretation wurde im Jahr 2007 von Johann Josef Böker aufgegriffen, indem er meinte, es sei *ein solcher Rückbezug auf antike Formen der Herrscherikonographie ... ein durchaus geläufiges Phänomen in der Regierungszeit des letzten Stauferkaisers*, der in gleicher Weise

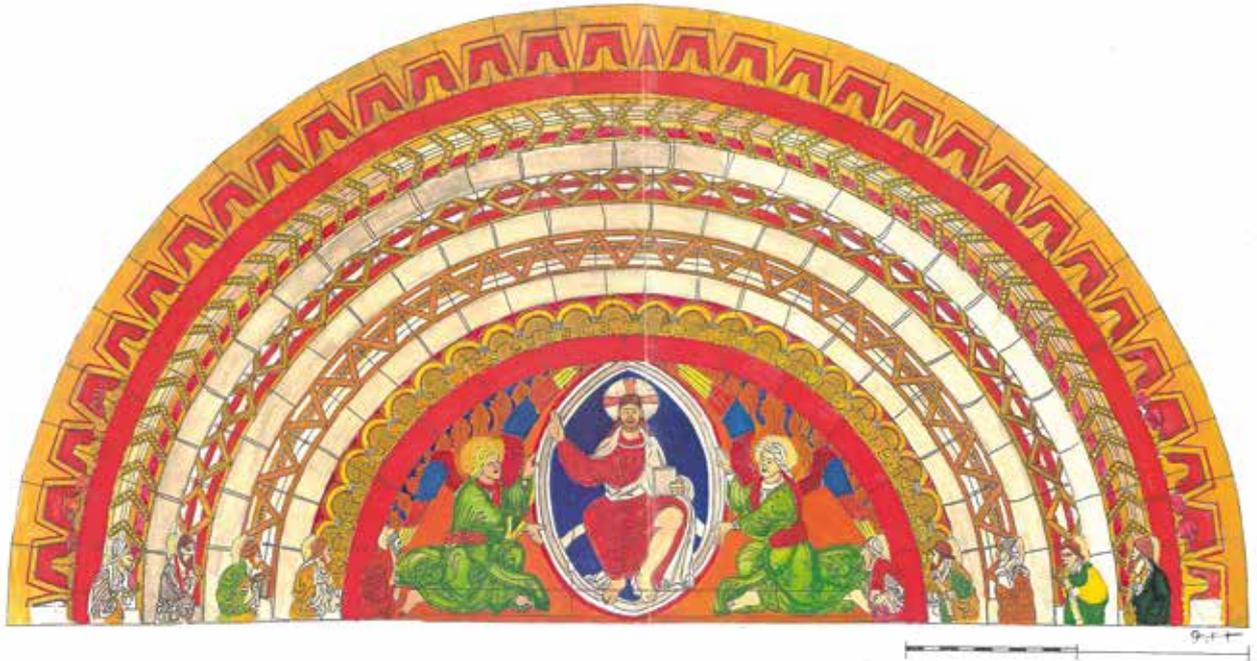


Abb. 3: Bogenbereich des *Riesentores* des Wiener Stephansdomes. Rekonstruktion der ursprünglichen Farbfassung, © Johann Nimmrichter

auch in seinen apulischen Schloßbauten ein antik-römisches Programm rezipierte.⁹ Marlene Zykans Vorschlag einer *Stilisierung von St. Stephan als Kaiserdome* lehnte Böker dagegen als *eher unzutreffendes weil anachronistisches Interpretationsmodell* ab.¹⁰ In der Form der Majestätsdarstellung Christi im Tympanon sah Böker dagegen eine Bezugnahme auf die *Darstellung der Himmelfahrt Christi in der byzantinischen Tradition*.¹¹

Im Licht jüngster Untersuchungen zur Baugeschichte der Wiener Hofburg erhärtet sich allerdings die These Marlene



Abb. 2: Majestätssiegel Friedrichs II. (Wieczorek / Schneidmüller / Weinfurter 2010)

Zykans neuerlich.¹² Tatsächlich war der Aufenthalt Kaiser Friedrichs II. in Wien von Januar bis April 1237 nicht nur Anlass zu umwälzenden politischen Maßnahmen, wie der Zusammenfassung der Herzogtümer Österreich und Steiermark zu einem eigenen Reichsterritorium unter direkter Kontrolle des Kaisers und die Erhebung von Wien zur *freien Reichsstadt*, sondern auch zu entsprechenden Baumaßnahmen. Der Neubau der Wiener Burg erfolgte nach dem Vorbild von Burgen, die Friedrich von Hohenstaufen in diesen Jahren in seinem Königreich Sizilien erbauen ließ (Bari, Trani, Augusta) und war das erste Beispiel eines viereckigen Kastells mit vier quadratischen Ecktürmen im Mittelalter in einem Reichsgebiet nördlich der Alpen.

Dem Einwand Bökers, es *stelle die Phase staufischer Herrschaft in Wien eine zu kurze Episode ... dar, als daß ihr eine entscheidende Auswirkung auf die baukünstlerische Gestaltung von St. Stephan zugebilligt werden könnte*,¹³ wird durch die historischen Forschungen von Friedrich Hausmann,¹⁴ Karl Lechner,¹⁵ Heinz Dopsch¹⁶ und Wolfgang Stürner¹⁷ widersprochen, die die Einflussnahme Friedrichs II. auf das politische Geschehen in Österreich mit dessen nachhaltigem Machtausbau seines Hauses Hohenstaufen erklären. Diese kaiserliche Politik war keineswegs schon nach zwei Jahren beendet, wie Böker meinte, sondern in dieselbe war zwischen 1239 und 1246 auch der letzte Babenbergerherzog Friedrich II. der Streitbare mit einbezogen, und sie wurde auch nach dessen Tod vom Kaiser in den Jahren 1247 bis 1250 fortgesetzt.

Auch der Hinweis von Marlene Zykan auf die geometrischen Zierelemente der Bauplastik des *Riesentores* der Stephanskirche (Abb. 3) lässt auf politische Motive der Stiftung schließen: Die *Zacken- und Rautenmuster ... normannischen Ursprungs* waren Ausdruck eines *Stiles, der Norden und Süden des Stauferreichs gleichermaßen*

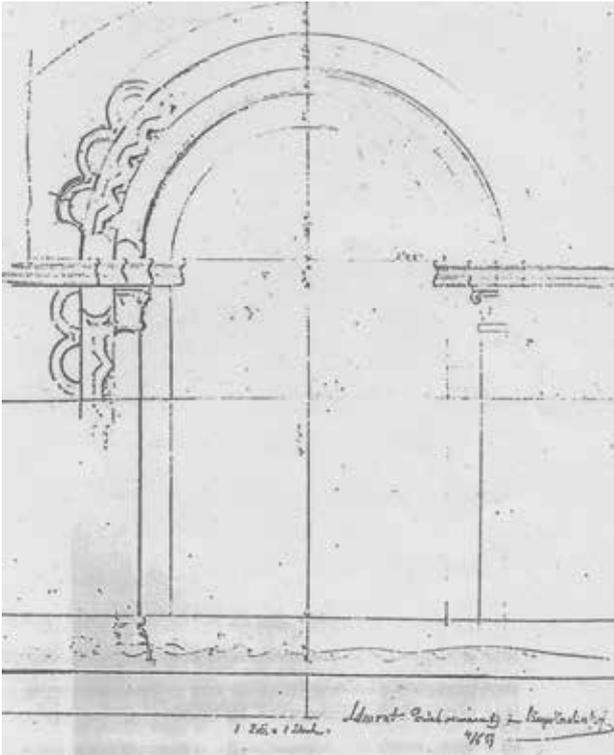


Abb. 4: Stift Admont, Steiermark. Bauaufnahme eines ehemaligen Portals von Carl Haas um 1860. Steiermärkisches Landesarchiv Graz, Sammlung Haas Nr. 4 (Deuer 1980)

umspannte.¹⁸ Tatsächlich finden sich die charakteristischen normannischen Zierformen an verschiedenen Bauführungen, die unter Friedrich II. in seinen Herrschaftsgebieten zu dieser Zeit entstanden sind, wie an der Westfassade des Domes von Cefalù¹⁹, am ehemaligen Hauptportal der Kathedrale von Catania (Abb. 10)²⁰, an den staufischen Kastellen von Oria, Gioia del Colle und Lagopesole,²¹ aber auch in Deutschland, wie am Kreuzgang der Reichsabtei St. Emmeram in Regensburg.²² Wie Wilhelm Deuer nachweisen konnte, wurde im Stift Admont in der Steiermark im Jahr 1235 anlässlich eines Besuchs Kaiser Friedrichs II. ein Portal mit normannischen Schmuckelementen neu errichtet (Abb. 4).²³

Die auf den ersten Blick verwirrend heterogen erscheinenden Motive antiken, byzantinischen und normannischen Ursprungs lassen sich allerdings im Blick auf das Herrschaftsverständnis Friedrichs II. von Hohenstaufen leicht auf einen Punkt bringen.

In seinem Regierungsstil folgte Friedrich II. in vielfacher Hinsicht dem Vorbild seines mütterlichen Großvaters, des Normannenkönigs Roger II. von Sizilien (reg. 1130–1154). Friedrich war schon im Alter von vier Jahren 1198 zum König von Sizilien gekrönt worden und verbrachte nach dem frühen Tod seines Vaters Kaiser Heinrichs VI. (†1197) und seiner Mutter Königin Konstanze (†1198) seine Jugendjahre in Palermo.

Als vom Papst eingesetzter erster König Siziliens aus dem frankonormannischen Geschlecht Hauteville (Altavilla)

war Friedrichs Großvater Roger II. von der Gottesunmittelbarkeit seines Königtums überzeugt und brachte dies in der Nachahmung des selbstbewussten Regierungsverständnisses der byzantinischen Kaiser zum Ausdruck.²⁴ Auf der Insel Sizilien, die von der arabischen Eroberung (827–902) bis zur Eroberung durch die Normannen (1061–1091) unter islamischer Herrschaft stand, war die Bevölkerungsmehrheit seit der Einwanderung im Altertum in die *Magna Graecia* griechisch geprägt. Nach der Völkerwanderung war Sizilien seit 535 dem byzantinischen Reich eingegliedert, unter Kaiser Constans II. (reg. 641–668) war Syrakus sogar an Stelle Konstantinopels vorübergehend Kaiserresidenz und im 9. Jahrhundert Sitz eines byzantinischen Exarchen.²⁵ Die normannischen Eroberer unter der Führung Rogers von Hauteville fanden daher neben dem muslimischen Bevölkerungsanteil auf der Insel Sizilien eine ausgeprägte byzantinische Tradition vor, die trotz jahrhundertelanger Unterdrückung auch den christlichen Glauben bewahrt hatte. Es ist bezeichnend, dass bis zu 80 Prozent der von König Roger II.



Abb. 5: Krönung des byzantinischen Kaisers Konstantin VII. durch Christus. Elfenbeinrelief, Moskau (Beckwith 1970)

ausgestellten Urkunden in griechischer Sprache abgefasst sind. Trotz der Errichtung eines Netzes von lateinischen Bischofssitzen, die im Auftrag der römischen Kirche erfolgte, förderten König Roger II. und seine Nachfolger Wilhelm I. und Wilhelm II. auch die Basilianerklöster der seit dem Schisma des Jahres 1054 von Rom getrennten griechischen Kirche und reorganisierten deren Archimandritate. Am Hof König Rogers II. wurde das byzantinische Zeremoniell eingeführt. Die Hofbeamten erhielten griechische Titel, wie die eines Protonotarius, eines Strategos oder eines Logotheten. Die königlichen Repräsentationsbauten Rogers, wie die Capella Palatina in Palermo und der Dom von Cefalù, sowie unter der Regierung Wilhelms I. der Dom von Monreale erhielten reiche Mosaikausstattungen, die von byzantinischen Künstlern gefertigt wurden.

Bildlicher Ausdruck des Selbstverständnisses von der Gottesunmittelbarkeit des christlichen Herrschers war im byzantinischen Reich seit Konstantin dem Großen die Darstellung der Krönung des Kaisers durch die Hand Gottes,²⁶ die später in der figürlichen Szene der Krönung des Herrschers durch Christus verdeutlicht wurde (Abb. 5).²⁷

In Übernahme dieser ikonographischen Formulierung wurde auch König Roger II. von Sizilien in einem Mosaik in der von seinem Großadmiral (ἄρχων τῶν ἀρχόντων) Georg von Antiochien im Jahr 1143 gestifteten Kirche S. Maria dell' Ammiraglio (*“La Martorana”*) in Palermo dargestellt: Der König trägt das byzantinische Hofkostüm mit dem goldverbrämten und juwelenbesetzten Loros. Christus, der den König an Größe überragt, krönt diesen mit einer Pendilienkrone nach byzantinischem Vorbild (Abb. 6).²⁸ In ähnlicher Weise ließ sich Wilhelm II., der Enkel Rogers II. (reg. 1166–1189) und Erbauer des Domes von Monreale, als von Christus gekrönter König in einem Mosaikbild im Presbyterium der Kathedrale darstellen. Hier ist Christus thronend in größerem Maßstab wiedergegeben, als der in vollem Ornat stehend abgebildete König.²⁹

Noch eine Steigerung der Versinnbildlichung des byzantinischen Kaisers als der von Gott bevollmächtigte weltliche Herrscher war die *μίμησις τοῦ*³⁰, die sich unter anderem in der bildlichen Gleichsetzung des Kaisers mit Christus auf Münzen manifestierte.³¹ Grundlage solcher Ausdrucksformen war *die weitgehende Integration von Staat und Kirche in Byzanz*, die sich in *zahlreichen Überschneidungen und Verflechtungen des höfischen Zeremoniells und der kirchlichen Liturgie* ausdrückte.³²

Auch der Gestus der *μίμησις τοῦ Θεοῦ* wurde durch Roger II. von Sizilien aus Byzanz übernommen, sowohl in den Münzprägungen, als auch in den königlichen Siegeln. Hier fällt auf, dass es sogar zu einer Umkehrung der Münzbilder kommt: Auf einer Kupferfolle Rogers II. erscheint dieser auf der Vorderseite stehend im Hofkostüm mit Pendilienkrone, Lanze und Globus, der thronende



Abb. 6: Krönung König Rogers II. von Sizilien durch Christus. Mosaik in S. Maria dell' Ammiraglio, Palermo (Beckwith 1970)

Christus dagegen auf der Rückseite der Münze.³³ Anscheinend waren solche Münzdarstellungen des Herrschers mit Krone, Loros, Labarum und Globus in erster Linie für die von der byzantinischen Tradition der vorislamischen Zeit geprägten Einwohner Siziliens bestimmt.³⁴

König Roger II. eignete sich noch ein weiteres Reservat an, das bis dahin den römischen und byzantinischen Kaisern vorbehalten war, nämlich die Verwendung von Porphyrtafeln zur Gestaltung von Sarkophagen als Grabmäler für sich und seine Gemahlin, die er im Dom von Cefalù aufstellen ließ.³⁵

Waren die Repräsentationsformen der normannischen Könige Siziliens ab Roger II. bereits ein klares äußeres Zeichen einer engen Orientierung am Vorbild von Byzanz, so galt dies für die administrative und rechtliche Durchgestaltung des Königreichs Siziliens noch mehr. Roger II. erließ in den Assisen von Ariano 1140 ein umfassendes Gesetzbuch nach dem Vorbild des *Codex Justiniani*. Ein Schwerpunkt seiner Gesetzgebung lag in der Betonung des absoluten Herrschaftsanspruchs des Königs, der drastisch durchgesetzt wurde: Als Sakrileg wurde jede Kritik an den Anordnungen des Herrschers geahndet. Justitiare für die Strafgerichtsbarkeit wurden nach byzantinischem Vorbild bestellt. Auch bei der Organisation der Zentralverwaltung stützte sich Roger vor allem auf griechische, aber auch auf arabische Beamte. In



Abb. 7: Krone Kaiser Friedrichs II. Palermo, Tesoro della cattedrale (Alessi / Carapezza 2002)

seiner Mittelmeerpoltik unternahm Roger II. die Eroberung von Küstengebieten in Nordafrika von Algerien bis Libyen, die vor der Besetzung durch die Araber Teile des byzantinischen Reichs gewesen waren. Auch gegen Byzanz unternahm der König einen Feldzug, wobei Athen, Theben und Korinth geplündert wurden; zu einem direkten Eingreifen in die Machtverhältnisse in Konstantinopel kam es allerdings nicht.

Anders gestaltete sich das Verhältnis zwischen Sizilien und Byzanz unter Kaiser Heinrich VI., dem Vater Friedrichs II. Nach dem frühen Tod der Nachfolger Rogers II. – der Normannenkönige Wilhelm I. und Wilhelm II. – erwarb Heinrich VI. durch die Heirat mit Konstanze von Hauteville, die als Tochter König Rogers II. aus dritter Ehe nunmehr Thronerbin Siziliens war, die Herrschaft über das Königreich. Nachdem Heinrich seine Macht in Sizilien durch Niederwerfung seines Konkurrenten Tankred von Lecce und eines Adelsaufstands gefestigt hatte, beabsichtigte er, von seiner Ausgangsbasis im Süden Italiens das gesamte östliche Mittelmeer unter seine Kontrolle zu bringen. Indem er Verbündete gegen Byzanz, wie Leo II. von Kleinarmenien oder Amalrich von Zypern gewann, die sich unter seine kaiserliche Lehenshoheit begaben, bereitete er eine Machtübernahme in Konstantinopel vor. Hinter diesem Vorhaben stand der

seit langem gehegte Traum der Kaiser des Abendlands nach einer *Weltherrschaft* durch Wiedervereinigung aller Gebiete des Römischen Imperiums der Antike. Als Instrument zu diesem Vorgehen gegen das durch innere Zerwürfnisse geschwächte byzantinische Reich sollte das Unternehmen eines Kreuzzugs ins Heilige Land dienen, das im März 1197 anlief. Doch am 28. September 1197 starb Heinrich VI. unerwartet in Messina und damit brachen die hoch gespannten Weltreichspläne des Kaisers zusammen.³⁶

Heinrichs Witwe Kaiserin und Königin Konstanze von Sizilien starb am 27. Oktober 1198. Der erst vier Jahre alte Friedrich II. wurde auf testamentarischen Wunsch seiner Mutter unter die Vormundschaft des Papstes gestellt. Obwohl im Königreich Sizilien ein Jahrzehnt der Unsicherheit und der Machtkämpfe verschiedener Gruppen ausbrach, arbeitete die königliche Kanzlei unter der Leitung der Goßhofjustiziere Andreas von Bari, Wilhelm von Partinico und Thomas von Gaeta mit den von den normannischen Königen geschaffenen zentralen Institutionen und Verwaltungsbehörden unbeirrt weiter.³⁷ Allerdings musste Friedrich seinen durch widerrechtliche Aneignungen geschmälerten Domänenbesitz, der die wichtigste Basis der königlichen Gewalt darstellte, erst nach und nach wieder zurück gewinnen.

Unerwartet verlagerte sich der Schwerpunkt des Geschehens in den Norden: Nach der Ermordung des im Jahr 1198 zum deutschen König gewählten Philipp von Schwaben, eines Onkels Friedrichs II., wählte eine Fürstenversammlung in Frankfurt den Welfen Otto IV. zu dessen Nachfolger. 1209 krönte Papst Innozenz III. Otto in Rom zum Kaiser; als dieser sich aber anschickte, Ansprüche auf Sizilien zu erheben, das der Papst als von ihm an den Staufer Friedrich II. vergebenes Lehen betrachtete, wurde Otto exkommuniziert. Die deutschen Fürsten sagten sich von Kaiser Otto los und wählten den inzwischen von König Philipp II. August von Frankreich unterstützten Staufer Friedrich II. im September 1211 zum deutschen König. Von entscheidender Bedeutung war dabei die Unterstützung Friedrichs durch Bischof Ekbert von Bamberg und dessen Bruder Herzog Otto von Andechs-Meranien.³⁸ Wenn diese Wahl auch den Aufstieg Friedrichs im Reich einleitete, so erfolgte der Durchbruch erst mit dem Sieg der Allianz des Staufers über Otto IV. in der Schlacht von Bouvines im Juli 1214. Die Rückgewinnung der staufischen Machtstellung im Reich erwies sich weiterhin mühsam und dauerte bis 1220. Am 22. November dieses Jahres krönte Papst Honorius III. Friedrich II. zum Römischen Kaiser. Es erscheint bemerkenswert, dass Friedrich bei seiner Krönung im Petersdom in Rom eine Haubenkrone in der Art eines byzantinischen Kamelavkions mit Pendilien trug, die wahrscheinlich erst kurz vorher in der sizilischen Hofwerkstatt in Palermo gefertigt worden war (Abb. 7).³⁹

Nach seiner Kaiserkrönung zog Friedrich mit Gefolge nach Süditalien, um sich der Neuordnung seines Königreichs

Sizilien zu widmen. Der Ausbau eines zentralistischen Herrschaftssystems sollte alte feudale Strukturen zurückdrängen und die Rechte der lokalen Barone einschränken. Der Neugestaltung des Großhofgerichts maß der Herrscher besondere Bedeutung bei. Angesichts des gewachsenen Bedarfs an fähigen Juristen beschloss Friedrich II. zu deren Ausbildung im Jahr 1224 die Gründung der ersten Universität in seinem Königreich in Neapel. Neben der Lehre des Römischen und des Kirchlichen Rechts waren an der Universität von Neapel auch die *artes liberales* mit ihren Grundwissenschaften Grammatik, Logik und Rhetorik sowie Naturphilosophie vertreten.⁴⁰ Auch die Reorganisation des Geldwesens wurde unternommen. In Süditalien wurden die noch im Umlauf befindlichen Goldmünzen durch die hochwertigeren Goldaugustalen mit dem Porträt des Kaisers ersetzt.⁴¹ In der Neugestaltung des Königreichs Sizilien durch Friedrich II. erkennt Eleni Tounta die Modelle der byzantinischen staatlichen Organisation.⁴²

Zur Absicherung der königlichen Macht nach außen wie nach innen begann Friedrich II. zu Beginn der dreißiger Jahre mit einem Bauprogramm von Burgen in größtem Ausmaß. Bereits 1223 hatte Friedrich auf Grund seines am Hoftag von Capua erlassenen Edikts über die Revokation unrechtmäßiger Privilegien des Adels den Abbruch zahlreicher nach 1189 unberechtigt errichteter Burgen begonnen.⁴³ Die bestehenden Königsburgen seiner normannischen Vorgänger und alle danach neu erbauten Kastelle wurden nicht als Lehen vergeben, sondern standen fortan unter ausdrücklicher Kontrolle des Königs und wurden von Kastellanen verwaltet, die der König einsetzte. Zur Mitwirkung an der Errichtung von Hunderten von Burgen setzte Friedrich Konversen des Zisterzienserordens als Bauspezialisten ein.⁴⁴ Die aufmerksame, laufende Kontrolle der Bauarbeiten durch den Herrscher ist urkundlich ebenso belegt, wie das große persönliche Interesse des Kaisers an der Architektur. Vom eindrucksvollen Brückentor zu Capua ist überliefert, dass es der Kaiser eigenhändig entworfen habe.⁴⁵

Die Reformen die das Königreich Sizilien zu einem modern und straff zentralistisch strukturierten Staat machten, standen in deutlichem Gegensatz zu den aufgesplitterten, unübersichtlichen Rechtsverhältnissen im deutschen Königreich. Da ergab sich unerwartet eine Gelegenheit für den Kaiser, politische Umgestaltungen und Reformen nach seinen Vorstellungen auch in einem Reichsland zu unternehmen. 1230 war der getreue Parteigänger der Staufer, Herzog Leopold VI. von Österreich und der Steiermark gestorben. Nachfolger war sein jüngster Sohn Friedrich II. *der Streitbare*. Als Schwager des Kaisersohnes König Heinrich VII. war Herzog Friedrich durch dessen Empörung gegen den Vater im Jahr 1235 in Konflikt mit dem Kaiser geraten. Ende Juni 1236 wurde der Herzog in Augsburg verurteilt, geächtet und seiner Reichslehen enthoben. Die Getreuen des Kaisers, König Wenzel von Böhmen, Herzog Otto II. von Bayern, Bischof Rüdiger von Passau,

Bischof Ekbert von Bamberg und Patriarch Berthold von Aquileia fielen in die Länder Herzog Friedrichs ein, der sich in den Nordosten des damaligen Gebiets der Steiermark zurückziehen musste, wo ihm nur noch Wiener Neustadt und die uneinnehmbaren Burgen Starhemberg und Gutenstein als Stützpunkte blieben. In Wien wurde Burggraf Konrad von Nürnberg als Prokurator der kaiserlichen Verwaltung und danach Bischof Ekbert als Statthalter eingesetzt. Im Dezember 1236 begab sich der Kaiser selbst nach Österreich und zog Anfang Jänner 1237 in Wien ein, wo er bis April verblieb. Hier erfolgten bedeutende reichspolitische Rechtsakte: Ende Februar wurde ein Hoftag abgehalten, auf dem der jüngste Sohn des Kaisers, Konrad IV. durch elf weltliche und geistliche Wahlfürsten an Stelle des geächteten Heinrich VII. zum deutschen König gewählt wurde, wodurch die Nachfolge im Reich sowie in Sizilien abgesichert schien.⁴⁶

Kaiser Friedrich II. beschloss zugleich, den nach altem Rechtsbrauch verpflichtenden Lehenszwang außer Acht zu lassen und die babenbergischen Länder als Kron- und Reichsgut selbst in der Hand zu behalten. Wien wurde Hauptstadt dieses neuen Reichslandes, das Niederösterreich und die Steiermark umfasste. Wien erhielt die Reichsunmittelbarkeit und als freie Reichsstadt ein neues Stadtrecht mit weit reichenden Privilegien. Die Ministerialen des Landes wurden zu Reichsministerialen mit verstärkten Rechten erhoben. Im Jahr 1237 erfolgte auch eine Redaktion und Kodifizierung des Österreichischen Landrechts. Karl Lechner zog als erster daraus den Schluss, dass der Kaiser bei der Neuordnung der Verhältnisse der Herzogtümer Österreich und Steiermark an seine eigene Dynastie und deren Nutzen dachte.⁴⁷ Kaiser Friedrich II. hatte erkannt, dass die südostdeutschen Territorien Österreich, Steiermark und Krain als Verbindung zwischen dem deutschen Reichsgebiet nördlich der Alpen und Reichsitalien von großer Bedeutung waren. Diese Gebiete sicher zu kontrollieren, konnte ein Gegengewicht gegen die mächtigen, zum Aufruhr neigenden lombardischen Städte bilden. Vielleicht dachte der Kaiser schon damals daran, zu einem geeigneten Zeitpunkt seine Enkel Heinrich und Friedrich, die Söhne seines verstoßenen Sohnes Heinrich VII. und der Babenbergerin Margarete, mit Österreich und Steiermark zu belehnen.

Nachdem der Kaiser im April 1237 Wien verlassen hatte, strebte der abgesetzte Herzog Friedrich von Babenberg danach, seine Länder wieder unter Kontrolle zu bringen, und wehrte einen Einfall kaiserlicher Truppen aus der Steiermark ab. Am 20. März 1239 wurde Kaiser Friedrich II. von Papst Gregor IX. erneut gebannt, wodurch seine Untertanen ihres Treueeides entbunden waren. Daraufhin versuchte der Babenberger, Wien in Besitz zu nehmen, und belagerte die Stadt. Unter diesem Druck kam es zu Verhandlungen mit dem Kaiser, die für den Babenberger zum Erfolg führten. Das Ergebnis war die Wiedereinsetzung Friedrichs als Herzog von Österreich und Steiermark im Juni 1240.⁴⁸

Nach der Rehabilitierung des Babenbergers wurde dieser in weitere Hausmachtpläne Kaiser Friedrichs II. einbezogen. Der inzwischen verwitwete Kaiser entwickelte den Plan, Gertrud von Babenberg, eine Nichte des Herzogs, zu ehelichen. Da Herzog Friedrich der Streitbare in seinen drei Ehen kinderlos geblieben war, konnte der Kaiser darauf hoffen, den babenbergischen Besitz auf dem Erbwege für sein Haus zu erwerben. Um Friedrich den Streitbaren für diesen Plan zu gewinnen, bot ihm der Kaiser die Rang-erhöhung der zu vereinigenden Länder Österreich und Steiermark zu einem Königtum innerhalb des Reichsverbandes an, vergleichbar mit der Rangstellung Böhmens⁴⁹. Ein diesbezügliches Dokument wurde von der kaiserlichen Kanzlei bereits vorbereitet.

Als im Juni 1246 die Ungarn von Ödenburg (Sopron) aus gegen Österreich vorstießen, um ihre vom Babenbergerherzog besetzten westlichen Komitate zurückzuerobern, fand Friedrich der Streitbare in der Schlacht an der Leitha den Tod. Bis zu diesem Zeitpunkt war das Königsprojekt noch nicht fertig gediehen. Nun aber setzte der Kaiser seine auf Österreich bezogenen Pläne allein fort. Von Neuem und bis zu seinem eigenen Tod im Jahre 1250, behielt er die neuerlich heimgefallenen Reichslehen Österreich und Steiermark unter seiner persönlichen Kontrolle, bestätigte die kaiserlichen Privilegien von 1237 für die reichsunmittelbare Stadt Wien und setzte 1247 Graf Otto von Eberstein und danach Herzog Otto von Bayern als Reichsstatthalter ein. In seinem Testament vom 17. Dezember 1250 verfügte der Kaiser, dass sein Sohn, König Konrad IV. dessen Neffen Friedrich von Hohenstaufen, Enkel des Kaisers und Sohn Heinrichs VII. und der Margarete von Babenberg, mit den Herzogtümern Österreich und Steiermark belehnen solle. Der Kaiserenkel Friedrich verstarb jedoch schon im folgenden Jahr in Apulien, ohne dass er das ihm zugedachte Erbe antreten konnte.⁵⁰

Die Förderung eines großzügigen Umbaus der Haupt- und Pfarrkirche von Wien, die im Besitz des mit dem Kaiser verbündeten Bischofs von Passau war, konnte für Friedrich II. in dieser Situation die Gelegenheit zu einer wirkungsvollen Machtdemonstration bieten, so wie auch der Bau der Wiener Hofburg als eindrucksvolles Instrument seiner direkten Machtausübung verstanden werden musste. Nicht nur das *Riesentor* der Stephanskirche mit seinen normannischen Zierformen und der Darstellung des Christus als Pantokrator im Gestus des antiken Imperators stand in diesem Dienst, sondern ebenso die großräumige Westempore und das Westturmpaar dieser Umbauphase,⁵¹ deren Elemente als Evokation des kaiserlichen Westwerkmotivs zu sehen sind.

Aber erscheint es denn überhaupt berechtigt, eine so bedeutende Stiftung an einem Sakralbau wie der Pfarrkirche von Wien, der nach Köln zweitgrößten Stadt im Reich, Kaiser Friedrich II. zuzuschreiben, wenn es darüber keine urkundlichen Belege gibt? Hat die *Damnatio memoriae*, die nach dem Tod des Kaisers über diesen und seine unglücklichen Nachkommen verhängt wurde, zur



Abb. 8: Stiftskirche Kremsmünster, Ansicht des Chores von Nordosten, © Mario Schwarz

Auslöschung der Erinnerung an seine Rolle als Bauherr eines Kaiserdomes in Wien geführt? Zweifellos mussten die Vorstellungen Friedrichs II. und seiner Umgebung von einem *messianischen Kaisertum* fortwährend Spannungen mit dem Papsttum provozieren, die zur zweimaligen Exkommunikation des Kaisers, zu seiner Absetzung durch das Konzil von Lyon (1245) und schließlich zur Vernichtung seiner Nachkommen führten. Das weit verbreitete Bild des Staufers als Gegner des Papstes führte vielfach zum Vorurteil, Friedrich II. habe Aktivitäten im Kirchenbau überhaupt nicht im Sinn gehabt. Noch 2010 erklärte Salvatore Settis in seiner Arbeit über die *ostentatio potentiae* der späten Stauferzeit kategorisch: *Friedrich II. errichtete keine Kirchen in seinen Herrschaftsgebieten.*⁵² Diese Auffassung ist freilich in dieser Form nicht mehr haltbar.

Eindeutig belegt ist etwa der Einfluss des Kaisers am Wiederaufbau des Kaiserdomes von Bamberg. 1225 gewährte Friedrich II. Bischof Ekbert vom Bamberg, seinem engsten Vertrauensmann, eine Dotation von 4000 Mark Silber *ad opus ecclesie*,⁵³ in deren Folge es noch vor 1229 zur Beschäftigung besonders befähigter französischer Künstler, unter anderem der Schöpfer der Figuren des *Fürstenportals*, kam.⁵⁴ Für Friedrich II. musste der Bamberger Dom als wichtiges Zeugnis der Geschichte des Kaisertums eine besondere Bedeutung haben: Kaiser Heinrich II. hatte 1004 den Grundstein zum ersten

Bau gelegt, noch ehe dieser 1007 durch die Erhebung Bambergs zum Bischofssitz zur Kathedrale wurde. Die Domgründung war vom Wunsch Kaiser Heinrichs II., der *Gott zu seinem Erben* machen wollte, inspiriert, in Bamberg ein neues, *zweites Rom* zu begründen, was mit Endzeitvorstellungen in Zusammenhang stand.⁵⁵ Kaiser Heinrich wurde 1146 heilig gesprochen, im Jahr 1200 ebenso seine Gemahlin Kaiserin Kunigunde, die beide im Bamberger Dom beigesetzt sind. Der Wiederaufbau des prestigereichen Bamberger Domes, der neben dem Kölner Dom das bedeutendste sakrale Bauprojekt im Reich in der 1. Hälfte des 13. Jahrhundert darstellte, muss für Friedrich II. zweifellos eine besondere Herausforderung bedeutet haben. Seit langem wird diskutiert, ob die einzigartige Figur des heldenhaften *Bamberger Reiters* im Dom mit Friedrich II. in Verbindung stehen könnte, wobei man an einen Zusammenhang mit Friedrichs Kreuzzug von 1229 und seiner Selbstkrönung als König von Jerusalem, wie auch an eine Verherrlichung des Staufers als *Endzeitkaiser* dachte.⁵⁶

Eine bedeutende Förderung Kaiser Friedrichs II. kam im Jahr 1235 dem Neubau des Chores der Stiftskirche von Kremsmünster zugute (Abb. 8), wie aus der zeitgenössischen Chronik des Bernardus Noricus hervorgeht.⁵⁷ Zu dieser Zeit war Heinrich von Playen-Hardegg, ein Blutsverwandter Bischof Ekberts von Bamberg, Abt des Stiftes Kremsmünster, welches den ersten Rang unter den Eigenkirchen des Bistums Passau innehatte und dessen Abt das Vertretungsrecht des Bischofs besaß.⁵⁸ Wie Heinrich Krabbo zeigen konnte, war in dieser Zeit die Erhebung von Kremsmünster zum Suffraganbistum von Passau geplant.⁵⁹ Bischof Rüdiger von Passau (reg. 1233–1250) zählte zu den Vertrauensmännern des Kaisers. 1234–1235 unterstützte er den Kaiser im Kampf gegen dessen Sohn Heinrich VII. und 1236–1239 gegen Herzog Friedrich den Streitbaren von Österreich.

In Sizilien hatte Friedrich II. im Jahr 1212 die Gründung des Zisterzienserklosters S. Maria dell'Arco bei Noto unterstützt, indem er bewilligte, dass sein Lehensmann Isembardo von Morengia vier seiner Lehensgüter, über die Friedrich als König von Sizilien verfügen konnte, für diese Stiftung verwendete.⁶⁰ Im Jahr 1220 bestätigte Friedrich die Privilegien der 1176 gegründeten Zisterzienserabtei Rocca Dei und gewährte bedeutende Donationen. 1224 sollte das Kloster in das Gebiet von Murgo verlegt werden, und Friedrich II. ließ den Bau einer groß angelegten Klosterkirche beginnen, die allerdings unvollendet blieb.⁶¹ Alexander Knaak schreibt das Werk einer Bauhütte zu, die die bedeutendsten Kastele, wie das Castello Maniace in Syrakus, für den Kaiser errichtet hat. Das Portal der Anlage steht *formal in engem Zusammenhang mit dem Fürstenportal des Domes von Bamberg*.⁶²

Mit Zuwendungen an das Kloster S. Maria della Valle bei Messina, genannt *La Badiazza*, unterstützte Friedrich II. ab 1221 eine Stiftung seines Großvaters Roger II., die auch sein Vater Kaiser Heinrich VI. gefördert hatte. Das

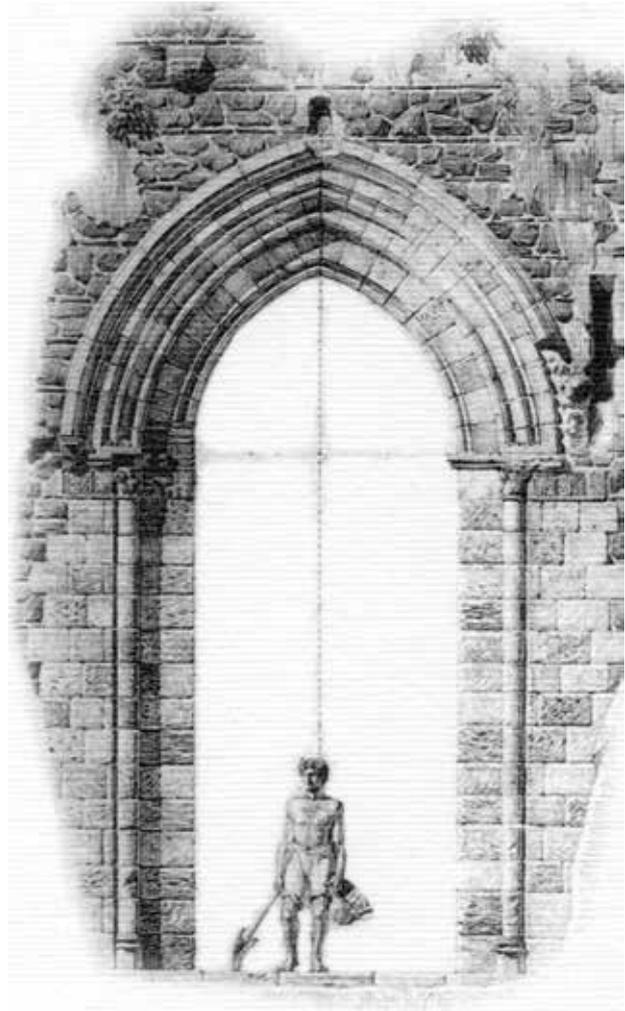


Abb. 9: Portal der Kirche S. Maria della Valle (*Badiazza*) bei Messina. Bauaufnahme von Enrico Calandra (Barbera 2014)

Frauenkloster war zuerst der Benediktinerregel angehörig und folgte danach der Zisterzienserreform. Als die Kreuzfahrer im Jahr 1187 die Kontrolle über Jerusalem verloren hatten, musste die Marienkongregation vom Tale Josaphat ihren Hauptsitz in dieser Stadt aufgeben und verlegte ihn in das Kloster bei Messina. Renate Wagner-Rieger datierte den Neubau der Kirche der *Badiazza* in die Regierungszeit Kaiser Friedrichs II.⁶³ Die Anlage vereinigt einen von der byzantinischen Architektur ableitbaren Vierstützen-Zentralbau mit Zentralkuppel und drei Halbkreisapsiden, wie er auch im normannischen Kirchenbau Anwendung gefunden hatte, mit frühgotischen Gewölbeformen, die eng verwandt mit jenen der Kastellbauten Friedrichs II. sind. Das Portal der Kirche (Abb. 9) zeigt engste Übereinstimmungen mit dem Tor des Castello Maniace in Syrakus.⁶⁴

Ab 1220 ließ der Kaiser die Kathedrale S. Maria Assunta in der von ihm wieder begründeten Stadt Altamura errichten, die als *cappella palatina* von jeder Gerichtsbarkeit außer der des Königs ausgeschlossen war und 1232 geweiht wurde.⁶⁵ 1316 hat ein Erdbeben die Kirche weitgehend zerstört, sie wurde danach durch König Robert von Anjou wieder aufgebaut. Vom ursprünglichen Bau

sind nur die nördliche Außenmauer und das gotische Apisfenster erhalten geblieben.

Untersuchungen an Bauresten vom königlichen Kastell der mittelalterlichen Stadt Noto haben gezeigt, dass im Auftrag Friedrichs II. im Jahre 1240 eine Bautätigkeit an der Kapelle S. Michele in dieser Burg, wahrscheinlich am Portal, erfolgt ist. Wie aus einem Dokument der kaiserlichen Kanzlei hervorgeht, war in diesem Jahr Riccardus Vetranus Kastellan der Burgen von Noto und Syrakus.⁶⁶ Stilistische Zusammenhänge wurden nicht nur mit der Zisterzienser-klosterkirche Arco festgestellt, sondern auch mit dem ehemaligen Hauptportal der Kathedrale von Catania (Abb. 10), dessen Errichtung mit Friedrich II. in Verbindung gebracht wird.⁶⁷ Renate Wagner-Rieger wies auf enge stilistische Zusammenhänge zwischen den Portalen der 1227 begonnenen Kirche S. Maria Maggiore in Lanciano und des von Friedrich II. erbauten Castel del Monte hin und sah daher diese Kirche auch als Werk der Bauhütte des Kaisers an.⁶⁸

Mehrere Kirchengestaltungen erfolgten unter Beteiligung säkularer friderizianischer Bauwerkstätten, wie die Herstellung von Marmorgittern im Chor der Kathedrale in Trani, die Errichtung des Chorbaldachins in der Kathedrale von Troia und die Gestaltung der Westfassade der Kathedrale von Bisceglie mit reich skulptiertem Stufenportal.⁶⁹ Andere Ausstattungen, wie die Kanzel des Meisters Nicolas von 1229 im Dom von Bitonto⁷⁰ mit Figurendarstellungen von Kaiser Friedrich I. Barbarossa, Kaiser Heinrich VI., Friedrich II. und dessen Sohn Konrad IV. zeigen eine eindeutige politische Zielsetzung: In einer Predigt des Nikolaus von Bari, die dieser im Sommer 1229 in Bitonto gehalten hat, verglich er das Geschlecht der Hohenstaufen mit dem des biblischen Königs David und prophezeite, den Stauern sei die Herrschaft bis zur Wiederkehr Christi am Jüngsten Tag vorherbestimmt.⁷¹

Friedrich II. ist also eine ganze Reihe sakraler Stiftungen zuzuschreiben, und vor diesem Hintergrund erhärtet sich die Vermutung, dass auch in der Errichtung des *Riesentores* im Gefüge der Westtürme und der Westempore der Wiener Stephanskirche die Initiative des Kaisers zum Bau eines Kaiserdomes zu erkennen ist. Nach stilistischer Datierung erfolgten diese Arbeiten genau in jenem Zeitraum, als der Kaiser zwischen 1237 und 1250 konkrete machtpolitische Pläne verfolgte, in denen Österreich und seine Hauptstadt Wien eine zentrale Rolle spielten. Antike Rückgriffe, wie die Wiederaufnahme des ikonographischen Motivs vom *freien Knie*, das sich am Christusbild des Tympanons am *Riesentor* ebenso wie auf den Majestätssiegeln Friedrichs II. findet, und damit der alten byzantinischen Vorstellung von der $\mu\mu\eta\sigma\iota\varsigma$ τοῦ folgt, vermischen sich mit den formalen Charakteristika der normannischen Kunst, wie den charakteristischen geometrischen Zierformen. In seinem Gesamtbild ist das spätromanisch-frühgotische Westwerk der Stephanskirche vielschichtig mit dem gleichzeitigen Bauschaffen im Reich, wie am Dom zu Bamberg, in der Reichsabtei

St. Emmeram in Regensburg oder am Bau der Klosterkirche Třebíč in Mähren, mit deren stilistisch eng verwandtem Nordportal, verbunden.

Es gibt Indizien, dass die Erinnerung an eine derartige kaiserliche Bauinitiative noch über hundert Jahre lang bestehen blieb und erst später in Vergessenheit geriet. Als der ehrgeizige junge Herzog von Österreich Rudolf IV. von Habsburg im März 1359 den ersten Spatenstich und im April die feierliche Grundsteinlegung für einen erweiternden Umbau der Stephanskirche unternahm, bei welchem das Langhaus der Kirche auf die Breite des *Albertinischen Chores* erweitert werden sollte, wurde der Westbau mit den beiden *Heidentürmen* und dem *Riesentor* in die Neuplanung mit einbezogen und es wurden an diesen Bestand an beiden Seiten doppelgeschossige Kapellen angebaut (Abb. 11). Dem Kirchenbau sollten auch zwei monumentale Türme an den Stirnseiten des Querhauses hinzugefügt werden. Von diesem Projekt, an dessen Fortführung noch eineinhalb Jahrhunderte lang weiter gearbeitet werden sollte, wurden zur Lebenszeit Rudolfs IV. vermutlich lediglich die Doppelkapellen und die reich skulptierten Seitenportale des Langhauses – das *Fürstentor* an der Südseite und das *Bischofstor* an der Nordseite – verwirklicht. Wie Johann J. Böker argumentiert, wurde auch der *Albertinische Chor* erst unter Rudolf IV. vollendet und 1365 eingeweiht, als das von Rudolf ursprünglich in der Hofburg gestiftete *Allerheiligenkapitel* als *Metropolitankapitel* auf die Stephanskirche übertragen wurde und das Patronat vom Bistum Passau auf den Landesfürsten von Österreich überging.⁷²

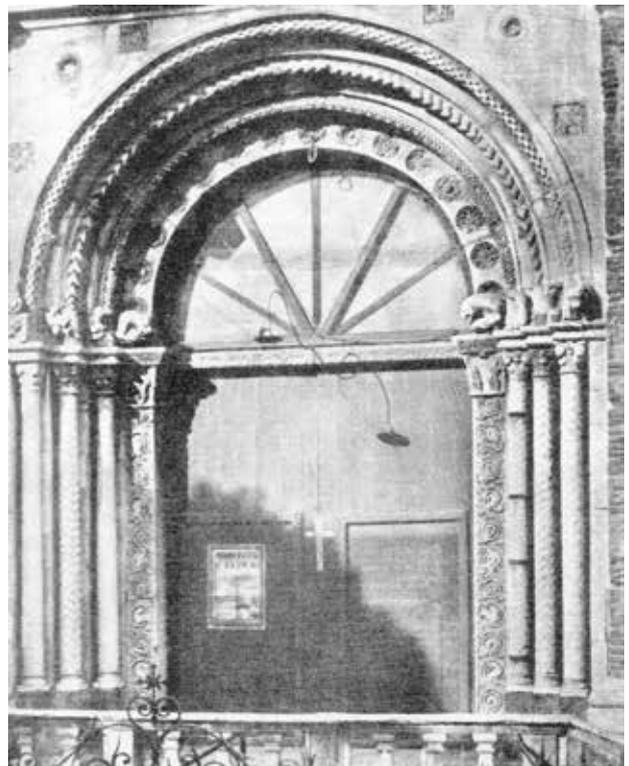


Abb. 10: Catania, Portal der Kirche S. Agata al Carcere, ursprünglich Portal des Domes. (Institut für Kunstgeschichte der Universität Wien)

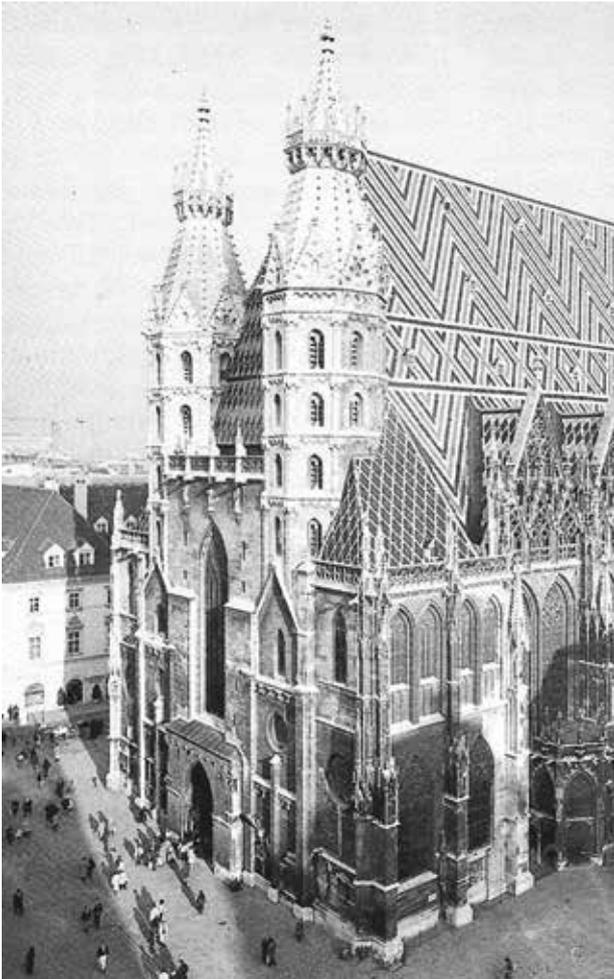


Abb. 11: Wien, Stephansdom, Ansicht der Westfassade von Südwesten (Institut für Kunstgeschichte der Universität Wien)

Die Einbeziehung des bestehenden westlichen Baukörpers in das Neubauprojekt besitzt interessante gedankliche Parallelen zu Rudolfs politischen Plänen. In seinem ehrgeizigen Bestreben, der habsburgischen Hausmacht eine Sonderstellung im Reich zu sichern, die sich im Titel eines *Erzherzogtums* ausdrücken sollte, ließ der Herzog in den Jahren 1358/1359 eine Zusammenstellung bisher erteilter Privilegien für Österreich in einer Urkundenfälschung ausarbeiten, die er als *Privilegium maius* vom Kaiser genehmigen lassen wollte. Unter diesen älteren Privilegien waren auch die Verfügungen Kaiser Friedrichs II. von 1237 und 1245, der die babenbergischen Herzogtümer Österreich und Steiermark zu einem einzigen Reichsland vereinigen und, ähnlich wie Böhmen, zu einem Königreich im Reichsverband erheben wollte.⁷³ Eben aus dieser Zeit datiert aber auch der frühgotische Westbau von St. Stephan mit dem *Riesentor* in dem vom Stauferkaiser bevorzugten normannischen Baustil und der herrscherlichen Westempore,⁷⁴ die wie die bauliche Manifestation der einstmals erteilten Vorrechte in der künftigen Kathedrale bewahrt bleiben und zur Schau gestellt werden sollten.

1 Eduard Melly, Das Westportal des Domes von Wien in seinen Bildwerken und ihrer Bemalung, Wien 1850, S. 46.

- 2 Richard Kurt Donin, Romanische Portale in Niederösterreich. In: Jahrbuch des kunsthistorischen Institutes der Zentralkommission für Denkmalpflege 9, Wien 1915, S. 84.
- 3 Beat Brenk, Spätantike und frühes Christentum. Propyläen Kunstgeschichte, Supplementband I, Frankfurt a. M. / Berlin / Wien 1977, Abb. 108b. – Gilbert Dagron, L'hippodrome de Constantinople. Jeux, peuple e politique, Paris 2011.
- 4 Peter Cornelius Claussen, Ein freies Knie. Zum Nachleben eines antiken Majestas-Motivs. In: Wallraf-Richartz-Jahrbuch XXXIX (1977), S. 11–17.
- 5 Marlene Zykan, Der Stephansdom. (= Peter Pötschner [Hrsg.] Wiener Geschichtsbücher 26 / 27). Wien / Hamburg 1981, S. 34.
- 6 Ebenda, S. 35.
- 7 Ebenda.
- 8 Bernd Schneidmüller / Stefan Weinfurter / Alfried Wiczorek (Hrsg.), Verwandlungen des Stauferreichs. Drei Innovationsregionen im mittelalterlichen Europa. Darmstadt 2010, S. 432–445.
- 9 Johann Josef Böker, Der Wiener Stephansdom. Architektur als Sinnbild für das Haus Österreich, Salzburg / Wien / München 2007, S. 40.
- 10 Ebenda, S. 43.
- 11 Ebenda, S. 40.
- 12 Mario Schwarz, Die mittelalterliche Hofburg in Wien – Eine spätstauferische Kastellburg. In: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege LI, 1997, S. 484–493. – Mario Schwarz, Forschungsaspekte zur Wiener Hofburg. In: Marie Bláhová / Ivan Hlaváček (Hrsg.), Böhmisches-österreichische Beziehungen im 13. Jahrhundert. Österreich (einschließlich Steiermark, Kärnten und Krain) im Großreichprojekt Ottokars II. Přemysls. Prag 1998, S. 225–231. – Mario Schwarz, Als Residenz geplant? Zu den Anfängen der Wiener Hofburg. In: Werner Paravicini / Jörg Wettlaufer (Hrsg.), Vorbild – Austausch – Konkurrenz. Höfe und Residenzen in der gegenseitigen Wahrnehmung. 11. Symposium der Residenzen-Kommission der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Ostfildern 2010, S. 237–243, S. 431–437. – Mario Schwarz, Die Baukunst des 13. Jahrhunderts in Österreich. Wien / Köln / Weimar 2013, S. 228–238. – Mario Schwarz (Hrsg.), Die Wiener Hofburg im Mittelalter. Von der Kastellburg bis zu den Anfängen der Kaiserresidenz (= Veröffentlichungen zur Bau- und Funktionsgeschichte der Wiener Hofburg 1). Wien 2015.
- 13 Böker 2007, S. 43.
- 14 Friedrich Hausmann, Kaiser Friedrich und Österreich. In: Josef Fleckenstein (Hrsg.), Probleme um Friedrich II. (= Vorträge und Forschungen 16). Sigmaringen 1974, S. 225–308.
- 15 Karl Lechner, Die Babenberger. Markgrafen und Herzoge von Österreich 976–1246. Wien / Köln / Graz² 1985, S. 279–286.
- 16 Heinz Dopsch / Karl Brunner / Maximilian Weltin, Österreichische Geschichte 1122–1278. Die Länder und das Reich. Der Ostalpenraum im Hochmittelalter, Wien 1999, S. 178–207.
- 17 Wolfgang Stürner, Friedrich II. Teil 1: Die Königsherrschaft in Sizilien und Deutschland 1194–1220. Darmstadt 1992, S. 331–333, S. 565–566.
- 18 Zykan 1981, S. 24–26, S. 34–41.
- 19 Heinrich M. Schwarz, Die Baukunst Kalabriens und Siziliens im Zeitalter der Normannen I. Die lateinischen Kirchengründungen des 11. Jahrhunderts und der Dom von Cefalù. In: Römisches Jahrbuch für Kunstgeschichte VI, 1942 / 1944, 102f. – Mario Schwarz, Studien zur Klosterbaukunst in Österreich unter den letzten Babenbergern (= Dissertationen der Universität Wien 147). Wien 1981, S. 101.

- 20 Die Errichtung dieses Portals wird mit dem einjährigen Aufenthalt Friedrichs II. 1223/1224 an der Ostküste Siziliens in Catania und Syrakus in Zusammenhang gebracht. Hans Niese, Das Bistum Catania und die sizilischen Hohenstaufen. In: Nachrichten von der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Phil.-hist. Klasse, 1913, S. 42–71. – Biagio Saitta, Catania. In: Pierre Toubert/Agostino Paravicini Bagliani, Federico II e la Sicilia, Palermo 1994, S. 169–179.
- 21 Schwarz 1981, S. 101.
- 22 M. Piendl, Der Kreuzgang des ehemaligen Reichsstiftes St. Emmeram im fürstlichen Schloss in Regensburg. München 1970, S. 14.
- 23 Wilhel Deuer, Die romanischen Klosterkirchen der Steiermark unter besonderer Berücksichtigung historischer und kulturhistorischer Faktoren. Hausarbeit des Institutes für Österreichische Geschichtsforschung. Wien 1980, mit Bezugnahme auf – Jacob Wichner, Kloster Admont in der Steiermark und seine Beziehungen zur Kunst. Wien 1888, S. 12. Das Portal wurde vor 1865 von Carl Haas zeichnerisch aufgenommen und dürfte in Folge des Stiftsbrandes von 1865 zugrunde gegangen sein.
- 24 Herbert Hunger, Reich der Neuen Mitte. Der christliche Geist der byzantinischen Kultur. Graz/Wien/Köln 1965, S. 61–107.
- 25 Salvatore Cosentino, Constans II and the Byzantine Navy. In: Byzantinische Zeitschrift 100 (2008), S. 577–603.
- 26 Maria R. Alföldi, Die constantinische Goldprägung. Mainz 1963, S. 55.
- 27 André Grabar, L'empereur dans l'art byzantin. Paris 1936, S. 112–114: nachgewiesen anhand von Beispielen auf Elfenbeinreliefs aus dem 10. Jahrhundert, und zwar der Krönung des Kaisers Konstantin VII. Porphyrogenetos (reg. 913–959) auf einem Elfenbeinrelief in Moskau, der Krönung Kaiser Romanos II. (reg. 959–963) und seiner Gemahlin Eudokia auf einem Elfenbein in Paris, sowie der Krönung Kaiser Konstantins IX. Monomachos (reg. 1042–1055) in der Buchmalerei einer Handschrift vom Sinai. – John Beckwith, Early Christian and Byzantine Art (The Pelican History of Art), Harmondsworth/Baltimore/Ringwood 1970, pl. 173, 222.
- 28 Hubert Houben, Roger II. von Sizilien. Herrscher zwischen Orient und Okzident. Darmstadt 2010². S. 120–121.
- 29 Thomas Dittelbach, Der Dom in Monreale als Krönungskirche. Kunst und Zeremoniell des 12. Jahrhunderts in Sizilien. In: Zeitschrift für Kunstgeschichte 62, 1999, S. 464–493.
- 30 Hunger 1965, S. 65–67.
- 31 So zeigt ein Goldsolidus Justinians II. (reg. 685–695) im Avers eine Büste von Christus, der Revers den stehenden Kaiser im Hofkostüm mit dem Kreuz auf Stufen, in Bart- und Haartracht bildgleich mit Christus. Philip David Whitting Münzen von Byzanz. München 1973, 36 Nr. 25, 26. – Denselben Gestus zeigen Münzen aus der Regierungszeit des Kaisers Nikephoros III. Botaneiates (1078–1081): Auf einem Goldtetarteron ist auf der Vorderseite der thronende Christus, auf der Rückseite der stehende Kaiser mit Loros, Szepter und Globus dargestellt; die Gesichtszüge Christi und des Kaisers sind identisch. Whitting 1973, 41 Nr. 43, 44.
- 32 Hunger 1965, S. 75.
- 33 Houben 2010, S. 125 Abb. 6.
- 34 Auch das Bleisiegel Rogers II. an der Urkunde von 1144 für das Kloster S. Maria di Macchia zeigt eine entsprechende Gestaltung: Der Abbildung des stehenden Königs auf der Vorderseite in vollem Ornat in der Art der Siegeldarstellungen des byzantinischen Basileios steht eine Christusbüste mit dem griechischen Monogramm IC XC auf der Rückseite gegenüber. Houben 2010, S. 124 Abb. 5.
- 35 Josef Deer, The Dynastic Porphyry Tombs of the Norman Period in Sicily. In: *Dumbarton Oaks Studies* 5. Cambridge Mass. 1959, S. 154–165.
- 36 Peter Csendes, Heinrich VI., Darmstadt 1993, S. 179–193.
- 37 Stürmer 1992, S. 111.
- 38 Ebenda, S. 130.
- 39 Ebenda, S. 251 Abb. 11. – Josef Deer, The Dynastic Porphyry Tombs of the Norman Period in Sicily. In: *Dumbarton Oaks Studies* 5. Cambridge Mass. 1959, 154–165. – Eleni Tounta, Süditalien als Konflikt- und Kontaktzone zwischen Staufern und Byzanz. In: Bernd Schneidmüller/Stefan Weinfurter/Alfried Wieczorek (Hrsg.), *Verwandlungen des Staufferreichs. Drei Innovationsregionen im mittelalterlichen Europa*. Darmstadt 2010, S. 432–445. Friedrich II. gab diese Krone seiner ersten Gemahlin Konstanze mit ins Grab. Aus ihrem Sarkophag geborgen gelangte diese Krone in den Domschatz von Palermo und befindet sich heute im Dommuseum dieser Stadt.
- 40 Wolfgang Stürmer, Friedrich II. Teil 2: Der Kaiser 1220–1250. Darmstadt 2000, S. 47–57.
- 41 Ebenda, S. 30–33. – Wolfgang Stürmer, Wolfgang STÜRNER, *Staufisches Mittelalter. Ausgewählte Aufsätze zur Herrschaftspraxis und Persönlichkeit Friedrichs II.* Köln/Weimar/Wien 2012, S. 192–204.
- 42 Tounta 2010, S. 444.
- 43 Stürmer 2000, S. 26–30.
- 44 Ebenda, S. 354.
- 45 Walter Hotz, Pfalzen und Burgen der Stauferzeit. Geschichte und Gestalt. Darmstadt 1981, S. 329–330. – Alexander Knaak, *Prolegomena zu einem Corpuswerk der Architektur Friedrichs II. von Hohenstaufen im Königreich Sizilien (1220–1250)*, Marburg 2001, S. 58–109.
- 46 Lechner 1985, S. 279–283; Dopsch/Brunner/Weltin 1999, S. 189–193.
- 47 Lechner 1985, S. 284.
- 48 Ebenda, S. 284–288.
- 49 Dopsch/Brunner/Weltin 1999, S. 198–201.
- 50 Stürmer 2000, S. 588.
- 51 Günther Buchinger/Markus Jeitler/Paul Mitchell/Doris Schön, Die Baugeschichte von St. Stephan bis in das 13. Jahrhundert. Analyse der Forschungsgeschichte und Neuinterpretation unter dem Blickwinkel rezenter Methodik. In: Nikolaus Hofer (Hrsg.), *Archäologie und Bauforschung im Wiener Stephansdom. Quellen zur Baugeschichte des Domes bis zum Ende des 13. Jahrhunderts*, Wien 2013, S. 378–386.
- 52 Salvatore Settis, *Ostentatio potentiae, doctrina antiquitatis: Die Antike und die „arte nuova“ zwischen 1230 – 1260*. In: Alfried Wieczorek/Bernd Schneidmüller/Stefan Weinfurter (Hrsg.), *Die Stauer und Italien. Drei Innovationsregionen im mittelalterlichen Europa*. Bd. 1: *Essays*. Mannheim/Darmstadt 2010, S. 129–138. 2010, S. 135.
- 53 Dethard v. Winterfeld, *Der Dom in Bamberg*. Band 1: Die Baugeschichte bis zur Vollendung im 13. Jahrhundert. Band 2: Der Befund. Bauform und Bautechnik. Berlin 1979. – Renate Neumüllers-Klauser, *Die Quellen zur Baugeschichte des Ekbert-Domes*. In: Dethard v. Winterfeld, *Der Dom in Bamberg*. Band 1: Die Baugeschichte bis zur Vollendung im 13. Jahrhundert. Berlin 1979, S. 33.

- 54 Manfred Schuller, Das Fürstenportal am Bamberger Dom. Bamberg 1993.
- 55 Achim Hubel, Heinrich II., die Idee einer Roma secunda und die Konkurrenz zwischen Regensburg und Bamberg im 11. Jahrhundert. In: Christine und Klaus van Eickels (Hrsg.), Das Bistum Bamberg in der Welt des Mittelalters. Bamberg 2007, S. 103–140.
- 56 Hannes Möhring 2004, König der Könige. Der Bamberger Reiter in neuer Interpretation. Königstein i. T., 2004. – Otto Eberhardt, Der Bamberger Reiter als Endzeitkaiser? Noch einmal zu einer verfehlten These. In: Berichte des Historischen Vereins Bamberg 148, 2012, S. 73–85.
- 57 Schwarz 1981, S. 58. – Mario Schwarz, Die Baukunst des 13. Jahrhunderts in Österreich, Wien/Köln/Weimar 2013, S. 176–181.
- 58 Theoderich Hagn, Urkundenbuch für die Geschichte des Benedictiner Stiftes Krensmuenster, seine Pfarreien und Besitzungen vom Jahre 777 bis 1400. Wien 1852, S. 84 Nr. 67.
- 59 Heinrich Krabbo, Die Versuche der Babenberger zur Gründung einer Landeskirche in Österreich. In: Archiv für österreichische Geschichte 93 (1905), S. 40 Nr. 3.
- 60 Maria Mercedes Bares, La cappella reale di San Michele nel castello di Noto Antica (XII–XVI secolo). (= Quaderni di Lexicon 3). Palermo 2012, S. 12.
- 61 Giuseppe Agnello, L'architettura sveva in Sicilia, Roma 1935, S. 233–250.
- 62 Knaak 2001, S. 56.
- 63 Renate Wagner-Rieger, Die italienische Baukunst zu Beginn der Gotik II: Süd- und Mittelitalien. Graz/Köln 1957, S. 169.
- 64 Enrico Calandra, La chiesa di Santa Maria della Valle, detto „la Badiazza“ presso Messina. In: Persefone 1, 1965, S. 49–66. – Maria Mercedes Bares, Il castello Maniace di Siracusa. Stereotomia e tecniche costruttive nell'architettura del Mediterraneo, Siracusa/Palermo 2011.
- 65 Vito Tirelli, La „Universitas hominum Altamure“ dalla sua costituzione alla morte di Roberto d'Anjou. In: Archivio storico pugliese 9, 1956, S. 51–144. – Wagner-Rieger 1957, S. 133, 169.
- 66 Bares 2012, S. 20, Anm. 25. – Jean-Louis-Alphonse Huillard-Bréholles, Historia diplomatica Friderici secundi V/II. Paris 1857, S. 867.
- 67 Bares 2012, S. 12, 16, 27 Abb. 5, S. 29 Abb. 7,8. Nach der Überlieferung stellt eine Figur auf einem Kapitell dieses Portals Kaiser Friedrich II. auf einem Richterstuhl sitzend dar. Das Portal wurde von Architekt Giovanni Battista Vaccarini zwischen 1732 und 1768 im Zuge der Neugestaltung der Fassade des Domes von Catania an die vom gleichen Baumeister neu errichtete Vorderfront der Kirche S. Agata al Carcere in Catania versetzt. – Francesco Paternò Castello di Carcari, Descrizione di Catania e delle cose notevoli ne'dintorni di essa, Catania 1841, S. 168. – Biagio Saitta, Catania. In: Pierre Toubert/Agostino Paravicini Bagliani, Federico II e la Sicilia. Palermo 1994, S. 169–179.
- 68 Wagner-Rieger 1957, S. 173–178.
- 69 Mario Cosmai, Bisceglie nella storia e nell'arte. Bisceglie² 1980.
- 70 Hans Martin Schaller, Das Relief an der Kanzel der Kathedrale von Bitonto. Ein Denkmal der Kaiseridee Friedrichs II. In: Archiv für Kulturgeschichte 45 (1963), S. 295–312.
- 71 Rudolf M. Kloos, Nikolaus von Bari, eine neue Quelle zur Entwicklung der Kaiseridee unter Friedrich II. In: Gunther G. Wolf (Hrsg.), Stupor mundi. Zur Geschichte Friedrichs II. von Hohenstaufen, Darmstadt² 1982, S. 130–160, S. 543–551.
- 72 Böker wie Anm. 5, S. 89.
- 73 Alois Niederstätter, Österreichische Geschichte 1278–1411. Die Herrschaft Österreich. Fürst und Land im Spätmittelalter, Wien 2001, S. 146–151.
- 74 Schwarz, Mario, Herrschaftsverständnis und sakrale Stiftungen Kaiser Friedrichs II. In: Nespěšná Hamsíková, Magdaléna/Peroutková, Jana/Scholz, Stefan (Hrsg.), Ecclesia docta. Společensví ducha a umění. K životnímu jubileu profesora Jiřího Kuthana, Praha 2016, S. 174–195.



Reithalle, V.d.Nüll und Siccardsburg 1854/1996 IOC/IAKS Award 2003 Postsparkasse PSK zum 100 jährigen Jubiläum von Otto Wagner 1904/2006 Wasserturm Wiener Netze 1895/2013

DENKMALSCHUTZ
MIT RESPEKT ZU NEUER NUTZUNG
GEPLANT

HOPPE 
architekten 

Anzeige

HOPPE architekten ZT GMBH

www.hoppe.at

A-1010 Wien; Stubenring 4/13

43-1-89222 93-0

office@hoppe-architekten.at

Heilende Landschaft: die Gartenanlage Am Steinhof

Maria Auböck

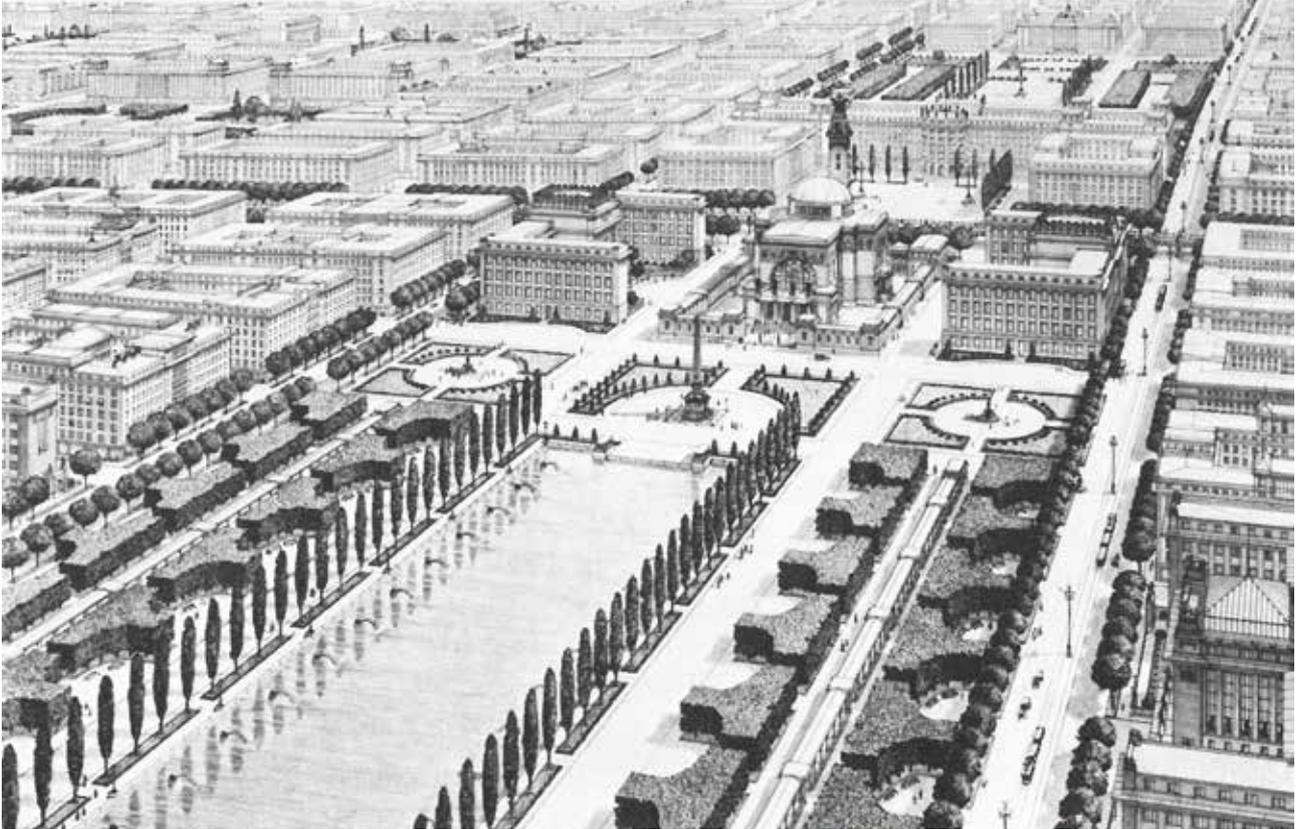


Abb. 1: Otto Wagner: Das Luftzentrum im 22. Bezirk, 1911

Die Pavillongärten auf der Baumgartner Höhe (heute Otto Wagner-Spital) wurden als „Heilungslandschaft“ entwickelt und sind nach Dr. Mara Reissberger „ein einzigartiges Ensemble, (...) da sie einem urbanistischen Gesamtkonzept unterliegen“¹. Hier soll die Haltung Otto Wagners zu diesem Konzept und zum Stadtraum mittels der heute bekannten Planbestände und seiner Texte kommentiert werden. Frau Prof. Dr. Sabine Plakolm konnte in den letzten Jahren die Planbestände sichten und an der TU Wien katalogisieren. Meine daraus entstandenen Überlegungen zu dieser „heilenden Landschaft für Geist und Seele“ möchte ich hier vorstellen.

Die Gartenanlagen Am Steinhof sind Zeugnis der Leistungen der Wiener Medizinischen Schule, sie wurden – als therapeutisch nutzbare Grünflächen – kongruent zum Pavillonsystem entwickelt. Am 6. Oktober 1907 schrieb die „Neue Freie Presse“: „Das ansteigende Terrain der Gärten ermöglicht es den Kranken, über die Einfriedung hinaus den herrlichen Rundblick zu genießen, sie selbst sind lästigen Neugierigen unsichtbar (...) Wiener Charme, die Freude an lichten Farben und die Vermeidung auffälliger Vorkehrungen, welche bei den Kranken das Gefühl des



Abb. 2: Otto Wagner, © Bildarchiv ÖNB

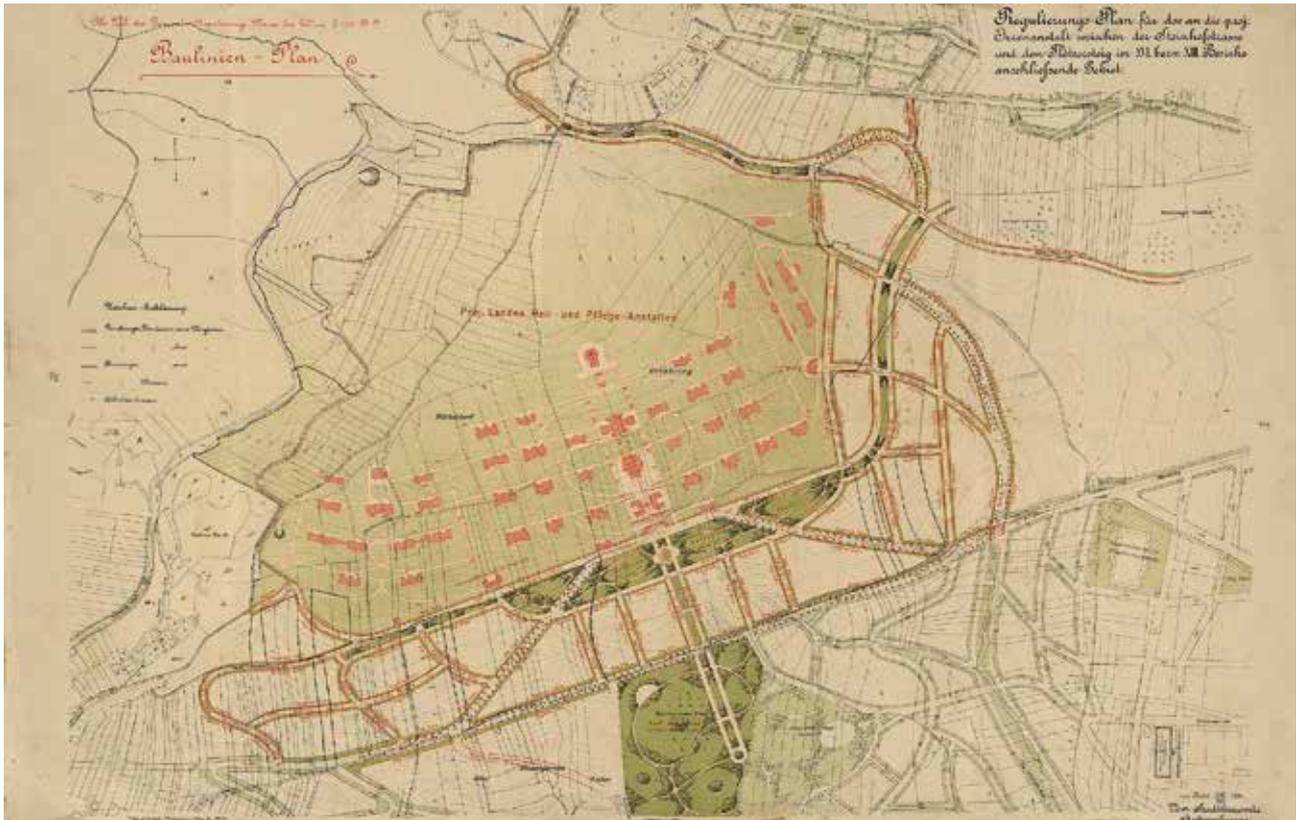


Abb. 3: Baulinienplan von 1904, Quelle: WStLA

Eingesperrtseins erwecken könnten, zeichnen die Anlage aus (...) Jedes Gebäude ist von Gartenanlagen umgeben, welche sich bis an den Wienerwald und den projektierten Wald- und Wiesengürtel hinziehen.“

Ein bedeutendes Gartendenkmal

Die Gartenanlagen Am Steinhof sind stilistisch für die Gartenkunst um 1900 interessant: während das Sanatorium noch als englischer Park verstanden werden kann, sind die Formalgärten der Pavillons ganz modern angelegt und konnten im Ensemble mit den Bauten eine binnerräumliche Ästhetik entwickeln.

Marie Luise Gothein schrieb 1912: „Der Sieg des architektonischen Gartens ist nicht von den öffentlichen Parks ausgegangen, (...) wieder kam sie wie jene Eroberung des Landschaftsstils von aussen, von Künstlern. diesmal waren es die seit langem hinausgedrängten Architekten, die sich ihres alten Erbes bewusst wurden.“

Das Werk Otto Wagners (1841–1918) ist dafür beispielhaft – im Übergang von der Gründerzeit zur Moderne – denn in seinen Projekten ist die Landschaftsarchitektur immer ein integraler Bestandteil des Entwurfs. Wagners Konzepte zeigen oft erstaunliche stadträumliche Qualitäten, wie das „Luftzentrum für den 22. Bezirk“, das Projekt für das Kaiser Franz Josef Stadtmuseum (1910) und das Projekt „Palmschos“, Brixen (1914). (Abb. 1, 2) In seinen theoretischen Schriften erklärt er seine Sicht der Stadtgestaltung aus der Beobachtung des menschlichen

Sehens: „Es ist eine dem menschlichen Empfinden eigentümliche Eigenschaft, dass das Auge bei Betrachtung jedes Kunstwerkes einen Ruhe- oder Konzentrierungspunkt sucht, da sonst peinliche Unsicherheit, ein ästhetisches Unbehagen eintritt. Dies wird den Baukünstler stets veranlassen, einen solchen Brennpunkt, auf welchen sich die Strahlen der Aufmerksamkeit vereinigen, anzuordnen.“ Und weiter: „Das sinnliche Aufnehmen des Eindrucks, den beispielweise große monumentale Anlagen machen, kann ungefähr so erklärt werden, daß zuerst das Allgemeinbild unklar erfasst wird und erst einige Momente später Blick und Eindruck sich langsam auf einen Punkt konzentrieren, wobei Silhouette, Farbleckverteilung, Einfassung, Gesamtdisposition etc. gleichsam noch fortwirken...“

Es ist die Augenruhe eingetreten

Diese Beobachtung nutzte Otto Wagner in seinen Projekten, um mittels akzentuierter Gartengestaltung Projekte für die Metropole Wien zu realisieren. Seine Überlegungen einer „kompositorischen Achsialität“ finden auch Eingang in den Baulinienplan 1904, eine überraschende Entdeckung von Sabine Plakolm, der die Bestätigung seiner Theorien bringt: Mittels einer Hauptachse, die nicht nach außen, sondern als Bezug nach Innen wirkt, wurden die westlich und östlich unterschiedlichen Flügelzonen entwickelt (Abb. 3). Mit dieser Geste werden die Funktionen im Gelände organisiert- zwar ähnlich funktional wie das Vorprojekt von Carlo von Boog, stilistisch aber ein neuer Entwurf! Hier wird als Vorgelege

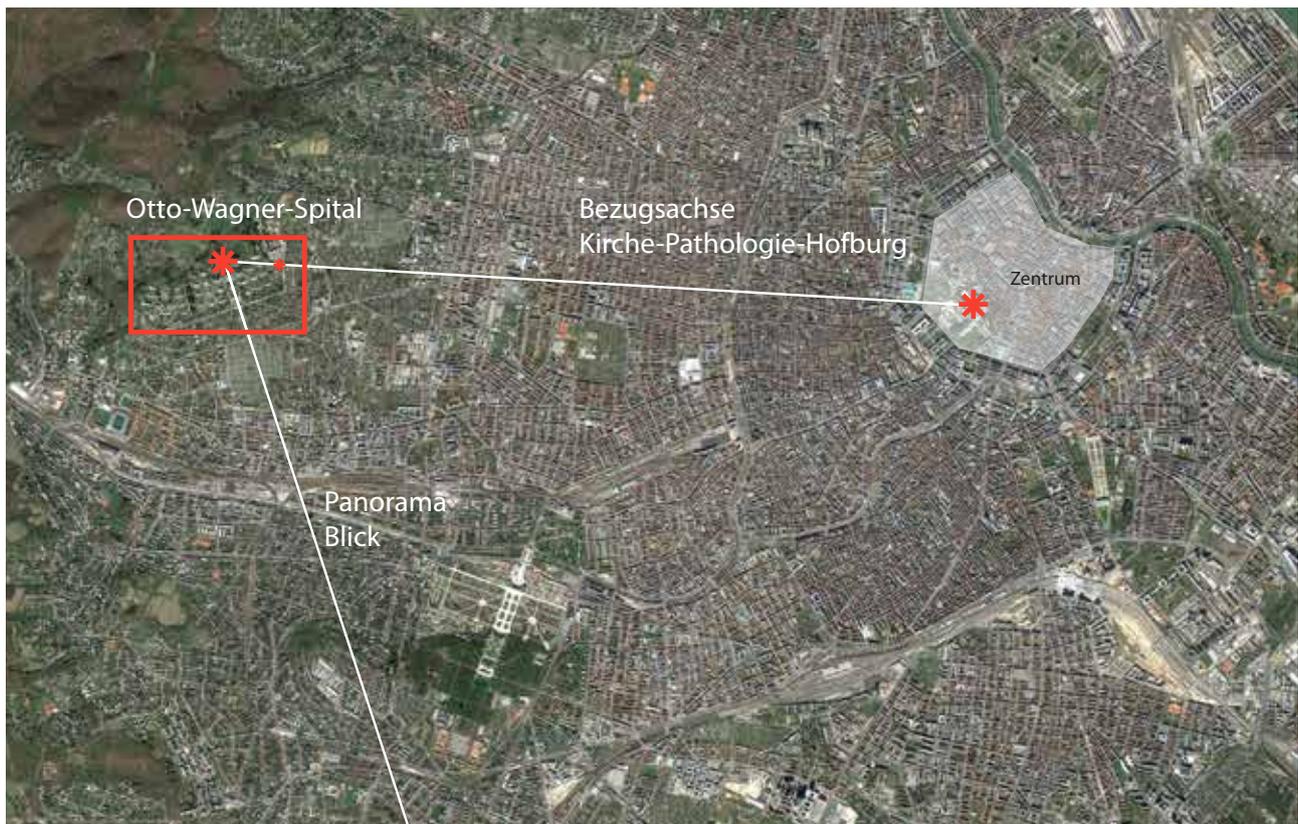


Abb. 4: Bezugsachsen der Gesamtanlage Otto Wagner Spital

zum Krankenhausareal der bestehende Friedhof zu einer großen Parkanlage umgestaltet und in Referenz zur Kirche auf der Hügelkuppe eine tiefe Blickachse mit Endpunkt in einer Parkanlage gegenüber des Haupteinganges gelegt. Breites Straßenbegleitgrün ergänzt als Teil neuer Erschließungsstraßen die Parzellierung im Südosten vor dem Spitalsgelände. Wagner verglich in seinen Publikationen – auch um das Besondere der Anlage um die Kirche am Steinhof hervorzuheben – mit anderen kirchlichen Bauwerken wie dem St. Petersdom in Rom und dem Felsendom in Jerusalem. Dazu Peter Haiko, Harald Leupold-Löwenthal und Mara Reissberger in ihrer Studie von 1981: „Aus der romantischen englischen Parklandschaft macht er eine barockisierende „moderne“ Architekturlandschaft (...). Aus der „zufällig“ in die Natur gebetteten Anlage wird eine streng durchkomponierte Anstalt (...) Das scheinbar Gewachsene wird zum aus einem Wollen Geplanten“.⁷ Wagners Visionen für die Freiraumgestaltung wurden nach der Überarbeitung von Goldemund nur teilweise umgesetzt. Die symbolischen Achsenbezüge zum Panorama Wiens und von der Kirche über die Pathologie zur Hofburg als Sitz des Souveräns blieben jedoch erhalten und verknüpfen noch heute die „Stadt ausserhalb“ mit dem Zentrum Wiens (Abb. 4). Die imposanten Terrassierungen im Areal ermöglichen eine subtile Staffelung der Bauten in der neuen Topographie. Die Straßenschleifen beidseitig der Hauptachse gemahnen an die Ornamentik des Jugendstils. Diese „heilende Landschaft“ würdigten viele Zeitgenossen wie der Kunstkritiker Hevesi als die zur Errichtungszeit weltgrößte psychiatrische Anstalt.

Ab 1905 wurde die Freiraumgestaltung der gesamten Anlage durch Franz Berger und sein Team umgesetzt. Die dazu vorgesehenen Freiflächen umfassten:

- Freiraumgestaltung und Pavillongärten der Heil- und Pflegeanstalt
- Grünanlagen des Sanatoriums, mit Eislaufplatz und Tennisplätzen
- Straßenbau mit Beleuchtung und Anstaltsbahn, Wegesystem, Böschungen
- Östlicher und westlicher Grünstreifen
- Funktionärsgärten entlang der südlichen Grundstücksgrenze und nordöstlich der Kirche
- Grünanlagen und Gewächshäuser der Gärtnerei, entlang der Werkstätten und Stallungen im Nordosten, und der Landwirtschaft und Obstplantage nördlich der Pavillons

Der landschaftsarchitektonische Entwurf der Gesamtanlage der ehemaligen „Niederösterreichischen Landes-, Heil- und Pflegeanstalt Am Steinhof“ als Pavillonkonzept verlangte eine aufwendige Adaptierung des Geländes. Der umfangreiche Planbestand zeigt die präzise und effektive Projektentwicklung durch das Planungsteam unter Franz Berger (Abb. 5, 6). Dieses hatte die Planungsarbeiten auch für die Freiräume, die Straßen und Wege des Krankenhauses übernommen, als Projektleiter sind Rupert Bittermann, Anton Liepolt und Adolf Prosch zu erwähnen. Im Sanatorium wurde der Gartenarchitekt Johann (Ferdinand) Müller aus Kaiserebersdorf für die gärtnerische Ausgestaltung beigezogen³. Leider liegt



Abb. 5: Lageplan Gesamtareal mit Wegstrukturen, Lichtpause, anonym, undatiert, Archiv TU und OWS



Abb. 6: Porträt Franz Berger (1853-1938)

heute kein Gesamtprojekt für die Pflanzplanung vor, jedoch gibt es viele Originalskizzen von Teilbereichen. Der Grund dafür kann die schnelle Durchführung vor Ort sein. Die Fertigstellung der Gartenanlagen dauerte bis Anfang 1914, obwohl der Endbericht 1909 erschienen ist.

Die Pflanzenlieferungen stammten von der Oroszvárer Pflanzenkulturanstalt, den Gutsverwaltungen Neuwaldegg, Frauenburg, Schönborn-Bruchheim, Purkersdorf und Hirschstetten, sowie weiteren 15 Lieferanten, darunter die heute bekannte Baumschule Franz Praskac, Tulln.

Dazu die Jahresberichte der NÖ Landes-Irrenanstalten vom 1. Juli 1907 bis 30. Juni 1908 (Wien 1909): „Die Parkanlagen der Anstalten, welche die Abteilungsgärten und öffentlichen Parterres umfassen, zeigen inklusive der verbauten Flächen ein Ausmaß von 560.000 Quadratmetern, von welchen gegenwärtig 380.000 Quadratmeter bepflanzt, beziehungsweise mit Gras bebaut sind (...) Die gärtnerische Anlagen der Anstalt haben eine gewaltige Ausdehnung; diese Anlagen wurden vorläufig bepflanzt mit: 12.000 Stück Bäumen aller Art, 32.000 Stück Sträuchern, 2.800 Koniferen und 85.000 Stück ein- bis dreijährigen Fichten. Zur Herstellung der Blumen- und Zieranlagen wurden 150.000 Stück Perennen-, Stauden-, Teppich- und diverse andere blühende Pflanzen verwendet und zur Besämung der Wiesenflächen 3.500 Kilogramm Grassamen verbraucht. Im nordwestlichen, durch die Anstaltsmauer geschützten Teile des Parkes besteht bereits eine Anlage von 600 Obstbäumen (Kirschen, Pflaumen, Aprikosen und Pfirsiche).“



Abb. 7: Feuerwehrplan

Die Gartenanlagen Am Steinhof wurden mit klar definierten Leitgehölzen an den west-östlich verlaufenden Straßen und nord-südlich verlaufenden Wegen übersichtlich und orientierbar gestaltet. Mit sorgfältig gruppierten Raritäten in den Pavillongärten und vor den Verwaltungsbauten und in den parkartig gestalteten Flächen des Sanatoriums wurden punktuelle Farbakzente durch Sommerblumen und Staudenflächen gesetzt. Im Feuerwehrplan sind manche Details davon erkennbar. (Abb. 7)

Die Jahresberichte verzeichnen minutiös die Pflanzenarten und den Materialeinsatz. Neben den nüchternen Massenaufstellungen werden die Probleme der Baustelle wie z. B. die Kostenexplosion durch die aufwendigen Erdbewegungen und Erosionen durch Regenfälle benannt – das Gelände war eine Herausforderung an die Gärtner und Pflanzenlieferanten, da der Boden schwierig zu kultivieren war. Die umfangreiche Terrassierung (Berechnungen und Profilschnitte dazu sind von Anton Liepolt signiert) integrierte die Erschließungstrassen, die Böschungen und Spazierwege. Es gab keine Gehsteige, jedoch sorgfältige angelegte Kiesrinnen zur Entwässerung der Straßen und Wege. Um mögliche Belästigungen durch Passanten der Umgebung zu vermeiden, wurden Einfriedungen gesetzt und die Pavillongärten für Ruhige mit Drahtgittern und teilweise sogar mit Hecken umfasst. Diese Pläne sind von Rupert Bittermann aus dem Team Bergers signiert. Die Bepflanzung der Gärten für ruhige und unruhige Patienten wurde unterschieden: Zur Abzäunung der Gärten für Ruhige wurde Ligusterhecken (*Ligustrum vulgare*) gepflanzt. Für das Pensionat gestaltete der Gartenarchitekt Johann (Ferdinand) Müller das Umfeld mit Tennisplatz, Eislaufplatz und Springbrunnen als parkartige gründerzeitliche Landschaft, teilweise sogar als „rock garden“ mit Steinsetzungen. Die Begeisterung für die Pflanzenvielfalt spricht aus den Jahresberichten:

„(...) In diesen Anlagen sind bereits die meisten Straßen, Gassen und Querwege mit Alleen von Ahorn-, Ulmen-, Birken-, Pappel-, Ebereschen-, Kastanien-, Akazien- und

Lindenbäumen eingefasst, welche in einigen Jahren dem Bedürfnisse von Schatten genügend Rechnung tragen werden. Alle schmalen, an den Vorder- und Längsseiten der Abteilungsgärten hinziehenden Böschungen wurden bepflanzt durch Fronten nach Prunusarten (blühenden Pflaumen-, Mandeln-, Aprikosen-, Weichselbäumchen), perennen Staudengewächsen, Koniferen und Birken. Die großen Böschungen hingegen, deren kahle Hänge keinen Graswuchs zu halten vermögen (...), sind parkartig bestanden mit zehn- bis zwölfjährigen Schwarzkiefern und zwischen diesen weisrindige Birken, dunkelrote Haselnussstauden, gelbe und rote Weidensträucher und blühende Waldblumen eingestreut. (...) Die Gärten für Funktionäre liegen zwischen der Straße Nr. 1 und der südlichen Anstaltsmauer,

also auf einem Längsstreifen, der für eine bauliche oder sonstige Verwendung kaum in Betracht kommen dürfte, und enthalten nächst zirka 150 jungen Obstbäumen verschiedene Laubbäume, Nadelhölzer, Blüten- und Ziersträucher; dieselben sind durch eine Rainweidenhecke gegen die Straße abgegrenzt und ergänzen die allgemeinen Anlagen in dekorativer Weise (...)“ Für die Gartenpflege wurde im Nordosten eine Gärtnerei mit Gewächshäusern eingerichtet. Bald gewann die Krankenkontrolle Überhand und in den folgenden Jahrzehnten wurden die Gärten radikal vereinfacht. 1912 heißt es bereits in den Jahresberichten der NÖ Landes-Irrenanstalten: „(...)So ergab sich die Notwendigkeit, sämtliche Sträucher und Koniferen der Übersicht wegen aus allen Krankengärten zu entfernen und dafür den nur sehr spärlichen Baumbestand dieser Gärten entsprechend zu ergänzen (...)“

Die Weiterentwicklung

Nach der Übernahme durch die Stadt Wien wurden umfassende bauliche und gartengestalterische Veränderungen an den Pavillons vorgenommen – unter anderem, um den therapeutischen Bedarf an Liegehallen etc. zu gewährleisten. Die aktiv einsetzbaren Patienten wurden angehalten, in der Landwirtschaft, den Werkstätten oder an der Gartenpflege mitzuarbeiten. Ab 1941 erlebt der Zögling Johann Gross als schwererziehbares Kind die Anlagen: „(...) Vom ‚Steinhof‘ konnte man oft die Patienten sehen, die unter Aufsicht von Pflegern arbeiten mussten. Meist handelte es sich um Gartenpflege“. 1948 vermerkt die Festschrift: „Viele Erhaltungsarbeiten sind während des Krieges unterblieben, (...) Personal abgezogen und seine bisherige Arbeit, wie die Pflege von Wald und Garten, einfach eingestellt oder stark eingeschränkt (worden)“. Die Luftbilder von 1925 und 1959 zeigen zum Vergleich den fortschreitenden starken Gehölzzuwachs und die Vereinfachung und Verwilderung der Grünanlagen (Abb. 8, 9). In den Stadtkarten von 1968 und 1985 sind noch Wege zu erkennen, die heute teilweise nicht mehr existieren. Die Nachnutzung ist seit 1926 – wie bei jeder zeitgemäßen Krankenanstalt – einer laufenden Erneuerung und



Abb. 8 und 9: Luftbild 1925 und Luftbild 1959

Veränderung unterworfen gewesen. Mehrfache Umbauten, Zubauten und Neubauten (wie z. B. die Orthopädie) haben im Areal vor allem im Südwesten und Nordosten die Situation verändert. Die Entwicklung in der zeitgemäßen Krankenpflege brachte u. a. den Leerstand des Gesellschaftshauses, der Fleischerei etc. mit sich. Neuartige Therapien wurden durch Umbauten in den Pavillons unterstützt. Im Sommer 2000 wurde die Forschungsgruppe Prof. DI Maria Auböck, Mag. János Kárász, Dr. Mara Reissberger, DI Annalisa Mauri vom Österreichischen Bundesdenkmalamt mit der Untersuchung der Gartengeschichte des „Otto Wagner-Spitals“ beauftragt. Die Erfassung der historisch belegbaren Vegetationsbestände gestaltete sich zu einer spannenden Spurensuche. Unsystematische, oft individuellen Präferenzen folgenden Nachpflanzungen und Pflegemängel etc. haben leider zu einer erheblichen Veränderung der Baumkonfigurationen und damit der Raumbildungen (v. a. in den Pavillongärten) geführt.

Deshalb ist eine Restaurierungsperspektive für die Gärten und Freiräume am Steinhof notwendig. Dies betrifft bei kommenden Umwidmungen auch die Freiräume des Otto Wagner-Spitals. Es ist zu hoffen, dass dazu ein Parkpflegewerk hier die fachlich sorgfältig vorbereitete Umsetzung begleiten wird.

Mehrere Bürgerinitiativen warnten vor der Verbauung des Areals.

Eine Expertenkommission definierte im Herbst 2014 ein 10-Punkte-Programm für die Weiterentwicklung des Gesamtareals.

Für alle Interessierten empfiehlt sich das Buch von Prof. Sabine Plakolm „Die Stadt ausserhalb“, Wien 2015, um die Baugeschichte dieses außergewöhnlichen Ensembles und Baudenkmal kennenzulernen.⁵

Der Artikel erscheint anlässlich des bevorstehenden Otto-Wagner-Jahres.

- 1 Maria Auböck und Mara Reissberger, Die Gärten des Otto Wagner-Spitals in Wien, Ein Bericht zur Untersuchung der Gartengeschichte, in: Die Gartenkunst Heft 1/2002, S.91 Seit wir 2000 zusammen mit Dr. Mara Reissberger und DI Annalisa Mauri im Auftrag des Bundesdenkmalamtes den Vegetationsbestand und die Baugeschichte untersucht haben, konnte unser Atelier (a+k landscape architects) im Gelände des Otto Wagner Spitals an mehreren Planungsaufgaben (Fusswege, Müllkonzept, Wohnhausanlage im Nordosten) tätig sein.
- 2 Weitere entwurfsanalytische Ansätze in: Haiko Peter/Leupold-Löwenthal, Harald/Reissberger, Mara: „Die weiße Stadt“. Der „Steinhof“ in Wien. Architektur als Reflex der Einstellung zur Geisteskrankheit, in: kritische berichte, 9. Jg. (1981), H 6, S. 3-37.
- 3 It. Recherche von Frau Dr. Eva Berger wird der Ökonomierat Ferdinand Müller, Gartenarchitekt und Baumschulbesitzer für seine Planung Am Steinhof in der Fachpresse gewürdigt – in: Gartenzeitung der Österreichischen Gartenbau-Gesellschaft, 25. Jg., 1958,

2. Heft, S. 11, siehe Berger Eva, Historische Gärten Österreichs, Band 3, Wien 2004, S. 333

- 4 Mara Reissberger, in: Maria Auböck und Mara Reissberger, Die Gärten des Otto Wagner-Spitals in Wien, Ein Bericht zur Untersuchung der Gartengeschichte, in: Die Gartenkunst Heft 1/2002, S. 105, der Jahresbericht 1914 beschreibt die Weiterverwendung von Pflanzenmaterial als Alleepflanzungen in der Anlage, zusätzliche Pflanzungen von Kiefern und Tannen und die Herstellung eines Aussichtshügels.
- 5 Dieser Text ist die Zusammenfassung eines Vortrages in Krakau am 20. Oktober 2017, „A healing landscape for the spirit“ unter Verwendung der Publikation von Sabine Plakolm (Hg.)“Die Stadt ausserhalb“, Wien 2016.

Auböck/Karasz/Mauri/Reissberger, Otto Wagner-Spital Aussenanlagen, Untersuchung zum Zwecke der Erfassung und Restaurierung der Außenanlagen, im Auftrag des Bundesdenkmalamtes, Landeskonservatorat für Wien, unveröffentlicht, Wien, im Jänner 2001

Berger Eva, Historische Gärten Österreichs, Band 3, Wien 2004, S. 333
Czeike, Felix, Historisches Lexikon Wien, in 5 Bänden, Band 4, S. 483, Wien 1995

Gothein, Marie Luise, Geschichte der Gartenkunst Band 2, Jena 1914
Otto Antonia Graf, Wagner, Das Werk des Architekten 1860–1902, Wien/Köln/Graz1985, Band 2, S. 630, 741

Haiko, Peter/Leupold-Löwenthal, Harald/Reissberger, Mara: „Die weiße Stadt“. Der „Steinhof“ in Wien. Architektur als Reflex der Einstellung zur Geisteskrankheit, in: kritische berichte, 9. Jg. (1981), H. 6 ÖGHG (Hg.), Bericht zu Ferdinand Müller, Historische Gärten Heft 62/2008, Wien 2008

Otto Wagner, Die Baukunst unserer Zeit, Nachdruck der 4. Auflage, Wien 1919, Wien 1979 S. 53, 54, 83

Plakolm Sabine (Hg.), die Stadt ausserhalb, Wien 2015



APOTHEKE
ZUM GOLDENEN REICHSAPFEL
Mag. pharm Dietmar Kowarik e.U.
A-1010 Wien, Singerstr. 15
Ruf: 0043/1/512 41 44 www.reichsapfel-apotheke.at
Fax: 0043/1/512 13 32 ko@reichsapfel-apotheke.at

**Ihr Berater in allen Fragen
der Gesundheit und Schönheit !**

Die ehemalige k. u. k. Reithalle Rennweg

Diether S. Hoppe

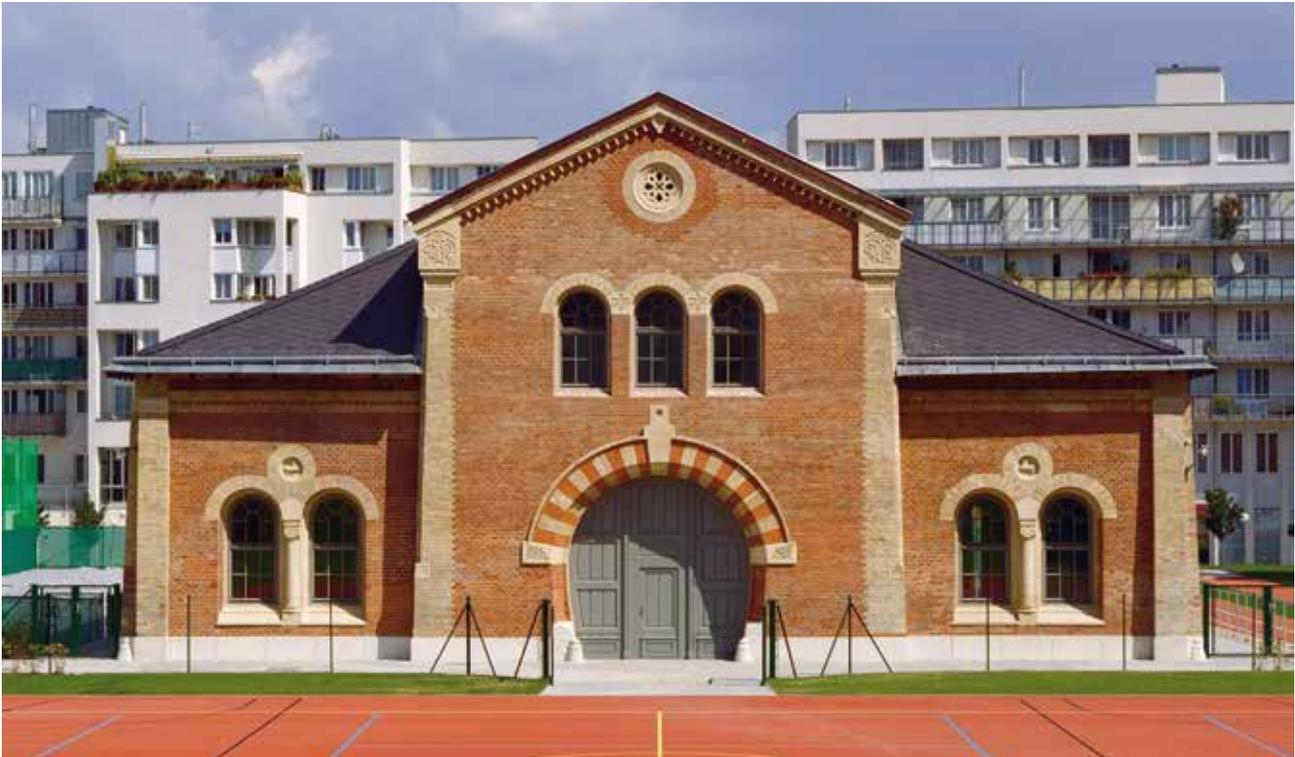


Abb. 1: ehemalige Reithalle Ansicht von der Sportplatzseite gesehen, © Loidold

Eine im Oktober vom ÖGCO organisierte Führung durch die im zweiten Hof der ehemaligen Rennweg-Kaserne gelegene „ehemalige K.u.K. Reithalle“ erlaubte mir die Erinnerung an die mir in Köln für die Sanierung dieses Gebäudes überreichte Goldmedaille des IOC/IAKS AWARD 2003, einem internationalen Architekturpreis für Sport und Freizeitbauten.

Dieser Preis wurde, in diesem Bereich, erstmalig an ein denkmalgeschütztes Gebäude vergeben, als Beispiel von übereinstimmender Denkmalerhaltung bei zeitgemäßer Nutzung und Gestaltung.

Die denkmalgeschützte – 1854 nach den Plänen der Staatsopernarchitekten Eduard van der Nüll und August Sicard von Sicardsburg erbaute – damalige Winterreithalle ist noch ein Gebäude das an den riesigen Gebäudekomplex erinnert, der ab 1742 als mehrhöfige Waisenhausanlage errichtet wurde. Nach deren Auflassen wurde 1785 unter Kaiser Josef II zu einer Artilleriekaserne ausgebaut und nach deren Abriss durch eine Wohnanlage in Blockrandbebauung ersetzt.

Dadurch kam das Objekt wieder in einem Hof zu liegen und diente immer mehr zerfallend als Lager und Parkgarage. Die Gespräche zur Sanierung begannen 1988, die Einreichung erfolgte 1990 (Abb. 2).

Durch die Idee inmitten einer neuen Wohnanlage das „schlafende“ k. u. k. Gebäude einer neuen realen Nutzung als Turnhalle samt Erneuerung der Außenbereiche zu erreichen, wurde das Gebiet aufgewertet und bekam eine neue Identität.

Mit der erklärten Unberührbarkeit der geschützten Bausubstanz war die Einbringung zwingend notwendiger Sanitär- und Garderobenstruktur ein jahrelanges Hindernis einer neuen Nutzung. Im Laufe der Vorentwurfsbeauftragung 1988 wurde der Vorschlag ein von den Außenmauern Innen abgerücktes Untergeschoss einzubauen, welches die Gründung der Bestandswände nicht gefährdete. Dies ermöglichte auch die Sanierung des Daches zu



Abb. 2: Zwischennutzung als Garage, © Ausschreibungsunterlagen



Abb. 4: Seitenfassade, © Loidold

beginnen, ohne die Wandtragfähigkeit zu schwächen und auch witterungs- und substanzunabhängig den Kellerbereich zu graben und im Dezember 1996 zu errichten.

Der ursprüngliche Bestand des mit Rhomben flachgedeckten Satteldaches blieb 90 m lang, 22 m breit und 11 m hoch. Die beiden charakteristischen Längsfassaden beziehen ihre optische Wirkung aus einer Sichtziegelbauweise die in der Art auch das Arsenal und die Rossauer Kaserne. Die Architekten u. a. auch Ferstel waren dort beteiligt. Sie folgen einem streng geometrischen Rhythmus von 15 Achsen, bei dem die Rundbogenfenster ehemals einfach verglast, die strebepfeilerartigen Säulen und die großen Schiebetore, jetzt in Verglasung, wechseln einander ab (Abb. 4).

Durch diese „Öffnung“ wurde ein hoher Grad an natürlicher Belichtung ermöglicht. Die deutlich abgesetzten Kopfbauten haben mit Steingewänden versehene Fenster

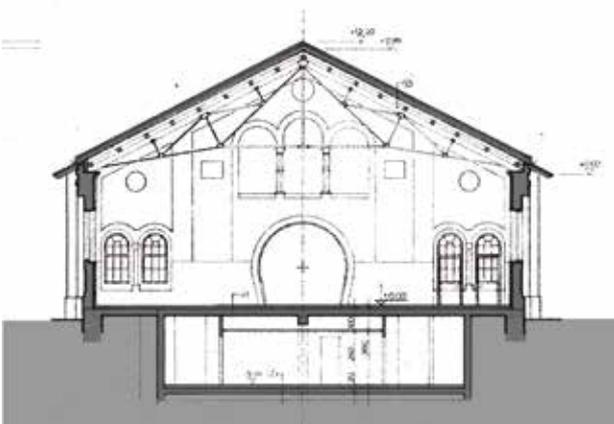


Abb. 3: Schnitt, © Diether S. Hoppe

und sind an den beiden Schmalseiten durch hufeisenförmige Tore begehbar.

Da auch die vorhandene konstruktive Substanz des Gebäudes unter strengstem Denkmalschutz steht, war die Erhaltung bzw. Sanierung der bestehenden Trägerbauteile von allem Anfang an ein absolut gefordertes Projektbestandteil. Die für ihre Zeit wie Hightech anmutenden weitgespannten Holzsparren mit Stabknoten verbundener Dachkonstruktion blieb erhalten und wurde mit zwischenliegenden, gleichartigen Rohrstrahlträgern ergänzt, um die Last des neuen wärmeisolierten Dachaufbaues aufnehmen zu können. So findet die hochwertige äußere Erscheinung auch im Innenraum ihre Entsprechung, indem das offene Dachtragwerk mit dem Polonceau-Träger, einer für die damalige Zeit fortschrittlich und elegante Tragkonstruktion, ihre ergänzende Anwendung fand. (Abb. 5)

Diese sichtbaren Träger wurden als Kontrast von „Tragend zu Füllend“, schwarz gestrichen, die bestehende, im Inneren faktisch unstrukturierte Gebäudehülle gegliedert, aber in ihrer Substanz belassen. Sie wurde so unterteilt, dass eine Normalturnhalle, eine dreiteilbare Sporthalle und eine Bodenturnhalle mit zentralem Ausgang aus den Garderoben untergebracht werden konnte.

Die nur durch schlanke, vertikale Stahlprofile ausgesteiften klarsichtige Glaswände gehen bis an die Dachuntersicht und lassen die durchgängige Dimension und das ursprüngliche Volumen der Gesamthalle präsent werden. Damit blieb der ursprüngliche großzügige, streng konzipierte Raum in seiner denkmalbezogenen Atmosphäre erhalten.

In den zweigeschossigen südwestlichen und nordöstlichen Kopfbauwerken des langgestreckten Gebäudes sind

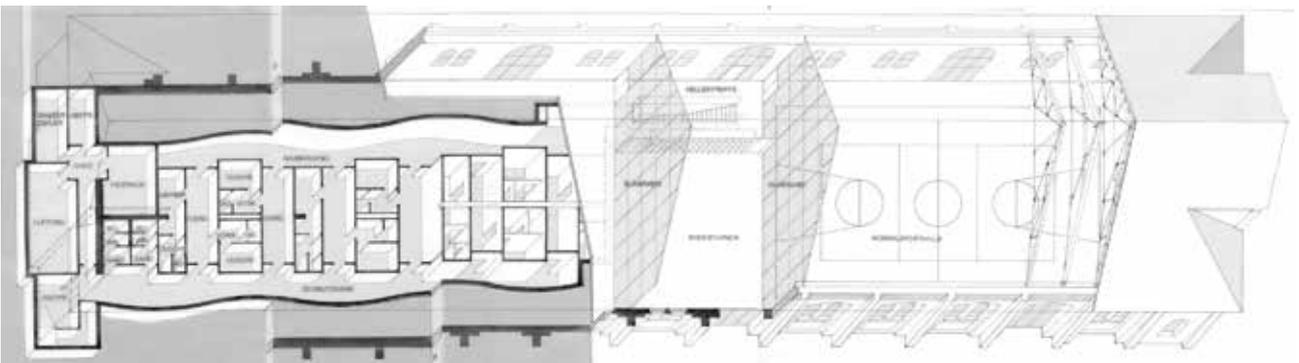


Abb. 5-6 und 8: Zuschauergalerien im Obergeschoss und offenes Dachtragwerk (© Loidold), Axonometrie (© Diether S. Hoppe)



Abb. 7: Umkleiden mit gewellten Gängen, © Loidold

im Erdgeschoss die Geräteräume, die Eingangshalle und die jeweiligen Auf- und Abgänge zu den Garderoben und Galerien situiert. Sämtliche turngeräteebezogenen Einbauten und Verankerungen sind verdeckt eingebunden installiert.

Die Säulen, Rundbögen und Gewände der Zuschauergalerien in den Obergeschossen sind arkadenartig ausgebildet. In diesem Bereich sind die Eichenholzdecken saniert. Die Sicht zu den Sälen ist in der Art der Hallentrennwände mit randlosen bruchsicheren Glaskonstruktionen schützend getrennt, Säulen und Gewände sind wieder in Naturstein zu sehen (Abb. 6).

Gemäß den sorgfältigen Untersuchungen und Gutachten zu Materialien und Oberflächen wurden auch im Bereich der Fassaden Steingewände aufwendig saniert.

Die in die Ziegelwände eingesetzten Wiederlager, Schlussstein und Sockelzonen, vorwiegend aus Margareten Sandstein wurden in den Wänden durch Entsalzung und Trockenlegung sowie einer Oberflächenbehandlung neu sichtbar gemacht. Insgesamt wurde die gesamte Oberfläche durch Niederdruckreinigung und Feinsand-„Wirbelstreif“-Aufbringungen behandelt, die eine gedämpfte Farbpatina der Fassade erreichen ließ.

Vom südwestlichen Haupteingang mit dem hufeisenförmigen Portal führt die Eingangshalle zum Abgang in den gesamten Garderobenbereich.

Der gesamte Garderoben- und Haustechnikbereich ist im neugeschaffenen Kellergeschoss untergebracht. Er wurde zentral unter der Halle eingegraben, ohne die bestehende

Substanz der Seitenwände bzw. die bestehenden Fundamente zu berühren, womit praktisch im Gebäude ein neuer Gebäudeteil entstand. Damit konnte das Konzept der freien Halle erhalten bleiben (Abb. 7).

Die unterirdischen Umkleiden sind so ausgeführt, dass durch die Garderoben eine Trennung in Schmutz- und Sauberbereiche erfolgt. Die Seitenwände dieser zu und aus den Garderoben führenden Verbindungsgänge wurden in Wellen verkrummt ausgeführt, wodurch Nischen entstanden sind, die die Strenge der strikten Wege mildern. Die Vorwölbungen ermöglichen unsichtbare vertikale Installationen zu den Zwischendecken (Abb. 8).

Die Ausstattung der Räume insgesamt ist so gewählt, dass eine größtmögliche Robustheit und Unempfindlichkeit der Bauteile und Oberflächen gewährleistet ist. Des Weiteren wurde bei der Gestaltung der Turnbereiche größtmögliches Augenmerk auf die Verbesserung der akustischen Raumqualität gelegt, dies alles unter Wahrung der Denkmalschutzaufgaben.

Zusätzlich wurden umgebende großzügige Außenanlagen mit Laufbahnen, Beachvolleyplätzen (die erste Anlage Wiens) und Mehrzwecksportplätze realisiert.

Durch die nahen Schulen und das Universitäts-Sport-Institut-Wien wird die Halle von den unterschiedlichsten Sportlern und für unterschiedlichste Sportarten genutzt. Auf Grund der hohen Akzeptanz der Sportler ist die Halle bis zu 14 Stunden täglich genutzt.

Die Eröffnung erfolgte im September 1997.

Neu „**STEINE SPRECHEN**“ digital

Neu, wir haben unsere Angebot für Sie erweitert. Ab sofort können Sie „**STEINE SPRECHEN**“ auch digital lesen.

Laden Sie unsere Zeitschrift einfach kostenlos von der Website www.denkmal-ortsbildpflege.at/steinesprechen.html und starten Sie Ihr Lesevergnügen bequem am Bildschirm, Tablet oder Handy.

Für den gewohnten Genuss zum Blättern und mit Bildern in hoher Auflösung besteht natürlich weiterhin die Möglichkeit die Papierversion käuflich zu erwerben oder diese automatisch durch eine Mitgliedschaft bei der ÖGDO zu beziehen.

Wien und Budapest. 2 x Donau, 2x Hauptstadt, 2 x Weltkulturerbe

Über den Umgang mit dem architektonischen und urbanen Erbe

Peter Bogner



Abb. 1: Budapest, Burgviertel – Fortunagasse, Aufnahme um 1975, © FORTEPAN/Nagy Gyula, CC BY-SA 3.0, via Wikimedia Commons

Wien und Budapest, zwei Städte an der Donau, seit Jahrhunderten sind sie in Geschichte, Kunst und Kultur miteinander verbunden. Beide Städte verfügen über wunderbar gelegene Stadtlandschaften, die der UNESCO Wert waren sie unter Schutz zu stellen.

Die Stadt Wien erhielt im Jahr 2001 mit ihrer Innenstadt sowie der Ringstraßenzone den Titel „Weltkulturerbe“ zuerkannt, das damals noch kommunistische Budapest bereits 1987 mit der Ansicht des Donauufers und dem Budaer Burgviertel. Der unter Schutz stehende Teil des UNESCO-Weltkulturerbes ist das zwischen der Freiheitsbrücke und Margaretenbrücke liegende Budaer und Pester Flussufer wie auch einige Gebäude von der Technischen Universität. Weiters das Gebiet der Kettenbrücke, das Gellertbad, der Gellertberg mit dem Freiheitsdenkmal und der Zitadelle, natürlich die Burg auf dem Budaer Berg mit dem königlichen Palast, die barocken Kirchen der Wasserstadt und Bäder aus den türkischen Zeiten. Am linken Donauufer in Pest gehören das Parlament, der Roosevelt Platz, die Ungarische Akademie für Wissenschaften sowie der Grisham Palast zur geschützten Zone.

Der Umgang mit dem Welterbe wird aber in Österreich und Ungarn höchst unterschiedlich gehandhabt. Wien sieht sich als Boomstadt in Mitteleuropa und öffnet sich einem freien Wettbewerb der Investoren, Entwickler und Spekulanten. In vielen Fällen – besonders der jüngeren Vergangenheit – lässt Wien aber Projekte wie das Hochhaus am Heumarkt entgegen bestehenden gesetzliche Bestimmungen des Weltkulturerbes zu, denen sich die Stadt verpflichtet hat. Desgleichen wird in der Ringstraßenzone wenig auf die oft noch aus der Bauzeit des 19. Jahrhunderts erhaltenen originalen Gestaltungen des öffentlichen Raumes Rücksicht genommen, sondern neugestaltet und geplant, wie etwa das Beispiel der Lothringerstraße vor dem Konzerthaus oder der neu designte Schwarzenbergplatz anschaulich zeigen. Die Liste ließe sich endlos fortsetzen und ist doch großteils bekannt.

Weitgehend unbekannt hingegen ist der Umgang mit historischer Bausubstanz und dem urbanen Raum in Budapest. In der ehemaligen ungarischen Krönungsstadt, wo bereits nach dem Zweiten Weltkrieg eine besondere Herangehensweise angewandt wurde, auch architektonische Kleinode zu erhalten.



Abb. 2: Burgviertel – Wiederhergestelltes Gebäude, heute Hapimag-Stadtresidenz © Dguendel, CC BY 3.0, via Wikimedia Commons

Das Budaer Burgviertel ist einer der ältesten Teile der Stadt und eine der bedeutendsten Denkmalanlagen Ungarns mit der Matthiaskirche und dem ehemaligen Residenzschloss, der heutigen Nationalgalerie. Trotz der Verwüstungen der türkischen Besetzung und des Zweiten Weltkrieges haben sich hier mittelalterliche bis barocke Gebäude erhalten.

Die Zerstörungen der Deutschen Kampfflieger im Burgviertel waren enorm. Schloss und Bürgerhäuser schwer getroffen. In einem über Jahrzehnte laufenden Wiederaufbauprogramm wurden die Häuser rekonstruiert, wertvolle Bauteile der Gotik und der Renaissance freigelegt, und fehlende Teile in erkennbarer moderner Architektur, aber unter Rücksichtnahme auf die Proportion des umgebenden kleinstädtischen urbanen Raumes ergänzt. Auch komplette Neubauten schaffen es mit einer detailreichen Architektur, die sich besonders den Eingangsbereichen,

Fenstern und verwendeten Materialien widmet, sich in das Ensemble des Burgviertels einzufügen (Abb. 2).

Ein repräsentatives gelungenes Beispiel der Koexistenz moderner und alter Architektur in Symbiose ist das 1976 eröffnete Hotel Hilton. Der Architekt Béla Pinter integrierte die Baureste des mittelalterlichen Dominikanerklosters in sein Konzept eines funktionellen Hotels.

Auch der Burgpalast, die ehemalige Königsresidenz die zu ihrer heutigen Größe von 1890 bis 1903 unter Leitung der Architekten Miklós Ybl und Alajos Hauszmann ausgebaut wurde, war schwer beschädigt. Die neobarocke Formen der Palastanlagen und der Prunkräume, die den Krieg überstanden hatten, wurden in einer radikalen Modernisierung, wohl aber auch um die habsburgische Geschichte zu tilgen, vernichtet (Abb. 3).



Abb. 3: Burgpalast © Túrelío, CC-BY-SA-3.0-de via Wiki Commons



Abb. 4: Burgbazar © kultography.blog.hu, 2014-04-02



Abb. 5: Burgbazar – renovierter Mittelpavillon © Thaler Tamas CC BY 3.0, via Wikimedia Commons

1968 wurden die aus dem Mittelalter und der Blütezeit des ungarischen Königs Matthias Corvinus ausgegrabenen und wiederhergestellten Teile der alten Burg und des Palastes der Öffentlichkeit zur Besichtigung freigegeben. Dabei beseitigte man leider die prachtvollen königlichen Gärten und rekonstruierte die mittelalterliche Befestigungsmauer. Nur der Burgbazar – an der Donau gelegen – blieb erhalten (Abb. 4). 1978 schloss man die Restaurierungsarbeiten ab. Seither dominiert eine „klassizistische“ Außenerscheinung mit neuer Kuppel. Der Klassizismus dürfte sowohl der damaligen kommunistischen / stalinistischen Ideologie als auch der ungarischen Architekturtradition entsprochen haben.

Heute befinden sich in der Burg die Nationalgalerie und Bibliothek sowie das Historische Museum der Stadt.

Neueste Planungen betreffen eine Gesamtrekonstruktion der Haussmann'schen Palastanlage, die bereits teilweise in Bau, so wie den Wiederaufbau der neobarocken Reitschule und eines Stöckelgebäudes an der donauabgelegenen Seite des Burgbergs. Diese Vorhaben stoßen aber auch auf massive Kritik, da gefürchtet wird, dass die bestehenden Museen und Bibliotheken die Burg verlassen sollen. Die historisch rekonstruierte Burg soll dann ausschließlich der staatlichen Repräsentation zu dienen.

Ein historistisches Juwel unterhalb der Burg, der Burggarten-Bazar wurde hingegen 2014, endlich unter großer Zustimmung der Bevölkerung aus seinem ruinösen Zustand befreit. Die Anlage wurde bis 1883 nach den Plänen von Miklós Ybl im Stil der Neorenaissance errichtet und bildet den Abschluss des königlichen Gartens zur Donau. Heute befinden sich im Gebäude unter dem neuangelegten



Abb. 6 und 7: Burgbazar Detail – vor und nach der Renovierung © Thaler Tamas, CC BY 3.0, via Wikimedia Commons



Abb. 8 Margaretenbrücke, Brückenkopf – Eingang in die HÉV-Station Neue Bossierung, © Peter Bogner

Garten Ausstellungsflächen, ein Veranstaltungszentrum und eine Tiefgarage.

Mit dem vis-à-vis stehenden ehemaligen Pumphaus (heute Casino), ebenfalls von Ybl entworfen, bildet der Burggarten-Bazar ein prachtvolles Ensemble mit der darüberliegenden Burg.

Angestrebt wird in der gesamten Schutzzone eine Rückführung „kleinerer“ alter Bausünden in den annähernden einheitlichen Zustand der Entstehungszeit. Es wurde unter anderem an einem zur Donau hin gelegenen Gebäude am Parlamentsplatz die ursprüngliche abwechslungsreiche Dachlandschaft mit entsprechendem Schmiedeeisendekor wiederaufgebaut.

Die größten brutalen städtebaulichen Eingriffe am Donauufer sind in den 1970er-Jahren durch die Errichtung der internationalen Hotelkästen passiert und werden nicht mehr revidierbar sein. Die Hotels Intercontinental (heute Marriot) und das neue Intercont (früher Forum) wurden beide vom ungarischen Großarchitekten József Finta

entworfen und gelten heute schon wieder, wie das Wiener Pendant am Heumarkt, als Architekturdenkmal der Nachkriegsmoderne.

Zwischen 2009 und 2011 wurde mit enormen Aufwand die dominante Margaretenbrücke, die 1872 bis 1876 nach einem Entwurf des französischen Ingenieur Ernest Goüin errichtet wurde, renoviert und rekonstruiert. Verschwundene Teile der künstlerischen Ausstattung, wie Kandelaber, die historische Oberleitung der Straßenbahn, Steinbalustraden mit der ungarischen Königskrone, sowie der skulpturale Schmuck wurden wiederangebracht (Abb. 9–11). Auch die Auffahrtsrampe an der Budaer Seite wurde wieder in die originale Form gebracht. Zu beklagen ist allerdings, dass dabei die moderne transparenten Gestaltung der Schnellbahnstation HÉV, entworfen 1978 von UVATERV (Csölle Endre, Károly Kozma), verloren ging, die sich im Brückenkopf eingebaut befand. Die Neuinterpretation der architektonischen Gestaltung der Station erfolgte, da ja in der Erbauungszeit nicht existent, im Stile der Pariser Metro, unter kurioser Beibehaltung der aus den 70ern stammenden in den raumragenden Kassettendecke. Außen wurden an der Rampe die Bossierung sowie diverse Gedenktafeln wieder hergestellt (Abb. 8).

Zu sehr großer Kritik führte die Neugestaltung des Kosuth Lajos Platzes, der das ungarische Parlamentsgebäude umgibt und in Formen vor 1944 wiederhergestellt werden sollte – was aber nicht der Fall war. Donauseitig wurde ein unterirdisches neues Besucherzentrum errichtet, die Oberfläche des Platzes allerdings grossteils zugestrichelt. Als größter Stein des Anstoßes wurden Denkmäler neu aufgestellt oder abgebaut, die in ihrer inhaltlichen Bedeutung heftig diskutiert wurden. Betroffen waren Denkmäler des Dichters József Attila und des liberalen Präsidenten Graf Károlyi, sowie der Aufbau eines Denkmals das Ungarn als Opfer der deutschen Besatzung darstellt.

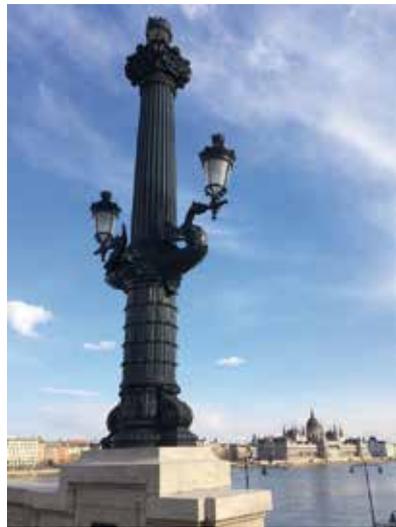


Abb. 9, 10, 11: Margaretenbrücke, Rekonstruierte Beleuchtungskörper und Oberleitung der Straßenbahn, neu aufgestellte Gusseisenkandelaber – im Hintergrund das Parlament; Rekonstruierter skulpturaler Schmuck, © Peter Bogner



Abb. 12 Kodaly Körönd, Sgraffitohaus, © Peter Bogner

Auf der Andrassy Strasse, die auch Teil des Weltkulturerbes ist, wurden in den vergangenen Jahren zahlreiche Paläste renoviert und die historistischen Beleuchtungskörper und Schmiedeeisenzäune wieder installiert. Auch das komplett desolate Ensemble der Zinshauspaläste mit den dekorativen Sgraffiti rund um den Kodaly Körönd wurde instand gesetzt (Abb. 12, 13 und 14).

Ein Hauptschwerpunkt der derzeitigen ungarischen Kulturpolitik liegt auf dem Stadtwaldchen Városliget am Ende des Andrassy Boulevards. Am Heldenplatz wird derzeit das Museum der schönen Künste generalsaniert und Kriegsschäden beseitigt. Auch eine neoromanische Halle, die bisher noch nicht zugänglich war wird renoviert und dringend erforderliche Besucherräume angelegt.

Im dahinter liegenden Park sollen unter dem Titel „Liget Budapest“ (Liget = Park) ein großes Museumsquartier entstehen, das eine historistische Rekonstruktion des Verkehrsmuseums, einen Neubau eines Film- und Architekturmuseums sowie das neue Völkerkundemuseum und die neue ungarische Nationalgalerie, die sich derzeit in der Burg in Buda befindet, in zeitgenössischer Architektur vorsieht. Der Generalmuseumsdirektor der Budapester Museen, László Baán, betreibt diesen ehrgeizigen Plan, der zahlreichem Widerstand aus vielfältigen Kreisen gegenüber steht. Einige Institutionen hatten nach der Millenium-Ausstellung von 1896 schon ihren Standort im Városliget.

Ein Teil der Kritiker beklagt die Verbauung der Grünanlage, ein anderer Teil bezweifelt die Sinnhaftigkeit der Errichtung neuer Bauten mit enorm finanziellen Aufwand.

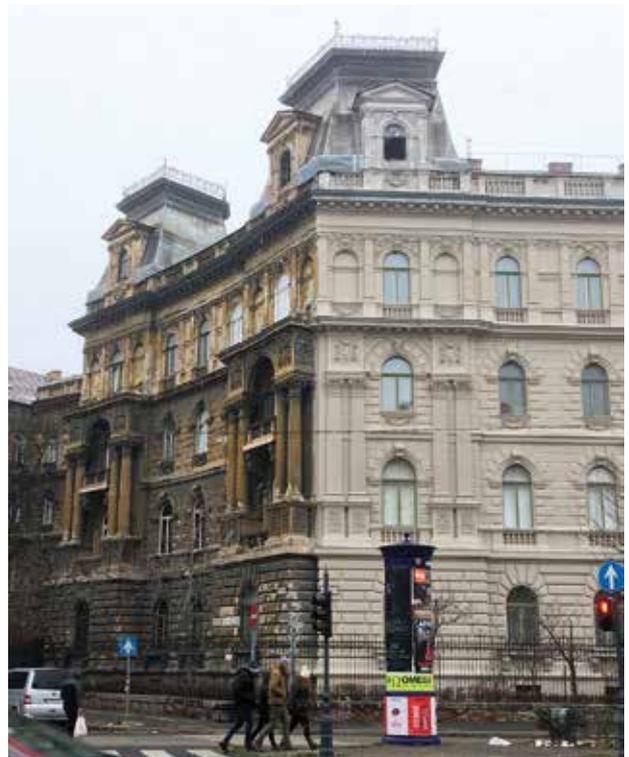


Abb. 13 Kodaly Körönd, © Peter Bogner



Abb. 14 Kodaly Körönd, Zinspalast und ehemaliges Wohnhaus von Zoltan Kodaly, © Peter Bogner

Architekturwettbewerbe wurden bereits durchgeführt, Napur Architects haben das Gebäude des Völkerkunde Museums entworfen, die japanischen Pritzker-Preisträger SANAA sollen das prominenteste Gebäude, die Neue Nationalgalerie errichten. Zweitgenannte haben bereits für die Museumsbauten des Louvre in Lens oder das in New York den Entwurf geliefert.

Beachtenswert ist der große Anspruch an Qualität in der zeitgenössischen Architektur, die sich sehr gut in das Stadtwaldchen einfügen würde. Eine umfassende Rekonstruktion der derzeit eher ungepflegt wirkenden Gartenanlagen wird angestrebt. Interessant an diesem „Liget“ Plan ist die diametrale Durchmischung von kompletter Rekonstruktion und moderner Architektur.

Eine richtige Entscheidung in Budapest war der neue Hochhausplan. Wolkenkratzer werden nur außerhalb des historischen Zentrums und der geschützten Bereiche des Weltkulturerbes zugelassen. Wichtige Blickachsen in der Stadt und auf die Stadt bleiben ungestört und können von den historischen Dominanten, dem Parlament, den Kirchen, der Burg, dem Donau Kai bestimmt werden.

An einem Stadterweiterungsgebiet an der Donau in Südbuda, einem ehemaligen Hafen, sind Hochhäuser geplant,

wie das neue Hauptquartier des Mineralölkonzern MOL. Auch diese werden intensiv diskutiert und kritisiert, stellen aber keine unmittelbare Bedrohung des sensiblen historischen Stadtkerns dar, sondern erweitern den bestehenden urbanen Raum um die architektonischen Zeichensetzungen des 21. Jahrhunderts. Und das geschieht am richtigen Ort...

HOLLEIS HOTELS


GRAND HOTEL
 ZELL AM SEE
 DIE GROSSE FERIEWELT AM SEE



GRAND HOTEL ZELL AM SEE *****

Direkt am Zeller See gelegen, erwarten Sie österreichische Gastgebertradition, unkomplizierter 4 Sterne Superior Komfort, ein großzügiges Wellnessangebot und ein Hauch von kaiserlichem Luxus & Romantik.

+43 (0)6542 / 788-0
www.grandhotel-zellamsee.at



HOTEL
SALZBURGERHOF
 ZELL AM SEE



HOTEL SALZBURGERHOF *****

Das 5 Sterne Superior Wellness-, Golf-, Ski- & Genießerhotel Salzburgerhof zählt zu den besten Hotels Österreichs. Das Restaurant ist mit 2 Gault Millau-Hauben ausgezeichnet und das Wellness-Schlössl mit 4 Relax-Lilien.

+43 (0)6542 / 765-0
www.salzburgerhof.at

Berghotel ***
Rudolfshütte
 2.315 m
Weißsee
 Gletscher Welt
 1.480 m - 2.600 m



BERGHOTEL RUDOLFSHÜTTE ***

Das familienfreundliche Berghotel befindet sich mitten im Wander- und Skiparadies der Weißsee Gletscherwelt auf 2.315m Seehöhe. In uriger Atmosphäre erwartet Sie ein gemütliches Restaurant, Kletterwand sowie ein alpiner Wellnessbereich.

+43 (0)6563 / 8221-0
www.rudolfshuette.at



MIRAMAR
 DAS ADRIA-RELAX-RESORT IN ABBAZIA



HOTEL MIRAMAR *****

Eingebettet in eine mediterrane Park- und Gartenlandschaft, direkt am adriatischen Meer in einer der schönsten und ruhigsten Lagen der Opatija-Riviera lebt im 4 Sterne Superior Hotel Miramar der Flair der „k.u.k.-Riviera“ wieder auf.

+385 51 28 00 00
www.hotel-miramar.info



HOTEL
KVARNER PALACE
 DIE EXKLUSIVE FERIEWELT AM ADRIA-STRAND



HOTEL KVARNER PALACE ****

Das mediterrane Palace-Hotel mit dem Charme der Belle Epoque ist umgeben von einem 30.000m² großen, nahezu unberührten Hotelpark. Die exklusive Ferienwelt am Adria Strand bietet die perfekte Symbiose aus kroatischer Gastlichkeit und österreichischer Herzlichkeit.

+385 51 38 00 00
www.kvarnerpalace.info

Buchbesprechung

Rumiko Handa, *Allure of the Incomplete, Imperfect, and Impermanent: Designing and Appreciating Architecture as Nature*, Routledge, London/New York 2015, 223 Seiten (ISBN 978-0-415-74149-1)

Rumiko Handa, Architektin und Professorin für Architekturgeschichte an der Universität von Lincoln, Nebraska fordert ihre Leser auf, Architektur einmal anders zu betrachten: Ihrer Meinung nach sollte man sie doch auch einmal als Natur sehen. Die beiden sich scheinbar widersprechenden Begriffe Architektur und Natur werden in diesem Buch neu beleuchtet. Zu diesem Zweck verlässt Handa die gewohnten geistigen Trampelpfade. Mithilfe des Naturbegriffs des britischen Philosophen Malcolm Budd untersucht sie, inwieweit man Architektur auch als Natur sehen kann. Aber das Wesentliche in Handas Buch ist vor allem die Verwendung dreier Begriffe, mit denen sie die Leser durch die weitere und erweiterte Architekturgeschichte führt – Synekdoche (das Unvollständige), Palimpsest (das Impermanente) und Wabi (das Nichtperfekte).

Ausgehend von den Veränderungen von Kazuo Shinoharas „House in White“ in Tokio aus dem Jahr 1966, das 2008 abgebrochen und aufgrund einer neu angelegten Straße leicht verändert an einem anderen Ort wieder errichtet wurde, führt die Autorin nach Rom, wo unter anderem die Geschichte des Kolosseums mit seinen wechselnden Bedeutungen und Sichtweisen beleuchtet wird.

Genannt werden die Bedeutungs- und architektonische Wandlung dieses Bauwerks zu verschiedenen Arenen, die Funktionen des Gebäudes – auch als Rohstofflieferant – bis hin zur heutigen Sehenswürdigkeit.

Ein Orts- und Zeitsprung zu Sir John Sloans Museum in London lässt die Leser die mehrmaligen Umwandlungen dieses Gebäudes miterleben. Anhand von historischem Bildmaterial werden diese architektonischen Veränderungen im Laufe der Geschichte sichtbar gemacht. Ein anderer Schauplatz ist Le Corbusiers Villa Savoye, die aufgrund ihres Planungsfehlers nur kurze Zeit als Wohnhaus fungierte und dadurch zahlreiche unterschiedliche Nutzungen erfuhr.

Das Palimpsest, eine Überlagerung verschiedener Schichten, die sich am Besten mit der immer wieder

beschriebenen Tierhaut, die mit der Zeit auch vom Vergangenen etwas zeigt, beschreiben lässt, ist für Rumiko Handa ein wichtiger Punkt in der Architektur. Als gelungenes architektonisches Beispiel führt die Autorin Carlo Scarpas äußerst diffizil angelegten Umbau des Museums Castelvecchio (1957–1964) bei Verona an. Dort wurden vom Architekten die Veränderungen bewusst gezeigt und damit die verschiedenen Zeitebenen angesprochen. Das Betonen der unterschiedlichen historischen und gegenwärtigen Schichten gehört sicherlich zu den beeindruckendsten Beispielen einer baukünstlerischen Intervention, die mehrere Zeitebenen gleichzeitig thematisiert.

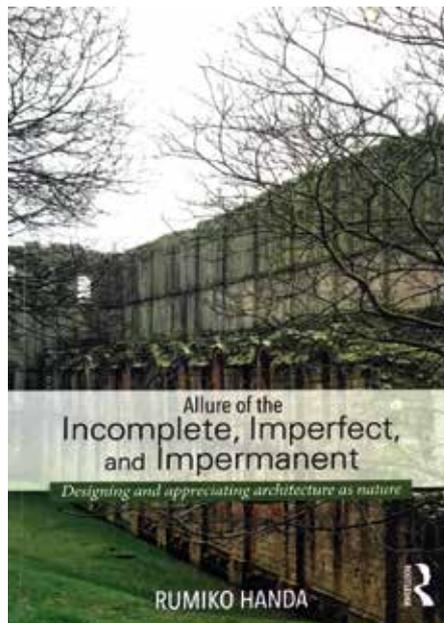
Das Nichtperfekte zur Kunst zu erheben wird anhand der uralten japanischen Teezeremonie gezeigt. Wie man sich gerade durch die „unperfekte“ Sache genauer auf das Wesentliche konzentriert, führt die Autorin anhand des

Wabi – einer japanischen Teezeremonie – vor. So stellt sie das Werk von Sen no Rikyū (1522–1591), einem Teezeremonienmeister vor: Dieser plante eines der berühmtesten Tai-an (Teehäuser) der Geschichte: Dort wurden nicht nur gezielt unregelmäßige Schalen verwendet, um über die Haptik die Konzentration zu erhöhen, ebenso steuerte Rikyū mit der unregelmäßigen, unperfekten Gestaltung des Teehauses auch den Verlauf der gesamten Zeremonie.

Doch die Architektur als Natur wertzuschätzen heißt auch einen anderen Zugang zu ermöglichen. So gibt Rumiko Handa eine Serie des Fotografen Camilo José Vergara wieder, die sich mit einem Bauplatz in New York beschäftigt. Gezeigt ist

die Wandlung der 17th Street Vyse Avenue, South Bronx, die der Künstler im Abstand mehrerer Jahre immer vom selben Standort aus fotografierte. Den Beginn machte im Jahr 1980 die Aufnahme eines belebten typischen New Yorker Zinshauses, wo im Vordergrund und Eingangsbereich spielende Kindern zu sehen sind. In der Aufnahme von 1984 ist bereits Leerstand zu verzeichnen, der sich durch vermauerte und verplankte Eingänge manifestiert. Als Abbruchruine wird das Zinshaus im Jahr 1986 dargestellt, wo nur noch wenige Teile an das einstige Gebäude erinnern. Schlussendlich zeigt die Aufnahme aus 2013 eine bürgerliche, steril anmutende Reihenhaussiedlung mit abweisenden, eingezäunten Vorgärten, wodurch die Häuser im Gegensatz zu dem belebten Treiben aus 1980 deutlich von der Straße getrennt werden.

rezensiert von Christoph Freyer



Zum Gedenken an Hofrat DI Franz Neubarth (1938–2017)

Es gibt nicht viele Beamte, die in der Erinnerung so sehr mit ihrer Wirkungsstätte verknüpft sind, wie Hofrat Dipl. Ing. Karl Neubarth mit dem Informations- und Weiterbildungszentrum Baudenkmalpflege – Kartause Mauerbach. Wirkungsstätte ist zu wenig gesagt, denn Karl Neubarth hat die leerstehende, verwahrloste Kartause erst zu dem gemacht, was sie heute ist. Seiner Vision, die er mit unermüdlicher Energie und Eifer verfolgte, ist zu verdanken, dass die Kartause Mauerbach heute ein aus der österreichischen Denkmalpflege nicht mehr wegzudenkender Schnittpunkt für alle mit der denkmalgerechten Erhaltung von Baudenkmalen befassten Gruppen ist.

Diese Aufgabe erforderte Eigenschaften, über die außer ihm nicht viele verfügten. Nach der Matura 1957 begann er mit dem Architekturstudium an der TU-Wien, das er 1971 erfolgreich abschloss. Daneben arbeitete er in der väterlichen Seilerei (gegründet 1820), wo er 1958 die Gesellenprüfung ablegte. Zusammen mit seiner Schwester Elisabeth übernahm er später den Betrieb und löste ihn nach dessen konjunkturbedingtem Niedergang auf. 1971 trat er ins Bundesdenkmalamt ein. Nach einer mehrmonatigen Anfangszeit in der Architekturabteilung bei Arch. Reichhart, trat er unter Dr. Eppel ins Landeskonservatorat für Niederösterreich ein, das nach dessen Tod von Dr. Kitlitschka übernommen wurde. Hier war er 13 Jahre Referent für das Viertel unter dem Wienerwald. Schon vor seiner Ernennung zum Leiter der Kartause Mauerbach im Jahr 1984 knüpfte er internationale Kontakte. Beispielsweise war er 1982 bei der Eröffnung des Europäischen Zentrums für Handwerk in der Denkmalpflege in Venedig und stellte Querverbindungen zwischen den einschlägigen Institutionen des In- und Auslandes auf europäischer Ebene her. Er erforschte die Kartause, die er mit anderen nicht wie Mauerbach aufgelösten europäischen Kartäuserklöstern etwa in der Schweiz verglich. Die Rekonstruktion des Prälatengartens geht auf diese Forschungen zurück. Er führte in der Kartause Mauerbach Konzerte ein, die bis heute erfolgreich fortgesetzt werden. Bis zu seinem Ruhestand im Jahr 2003 war er der offizielle Ansprechpartner für alle einschlägige Aktivitäten des Bundesdenkmalamtes im In- und Ausland. Nach seinem Ruhestand war er noch bis 2013 Konsulent für die Instandsetzung und Restaurierung von Schloss Stetteldorf in Niederösterreich. Nach wie vor war er bis zuletzt immer wieder in der Kartause Mauerbach anzutreffen.

Rückblickend gesehen, war er die ideale Persönlichkeit für den Aufbau eines Informations- und Weiterbildungszentrums

für Baudenkmalpflege. Als Vertreter eines Handwerks war er mit der Denk- und Arbeitsweise von Handwerkern vertraut – er sprach ihre Sprache. Das Architekturstudium befähigte ihn zum interdisziplinären Denken und Organisieren. Im Bundesdenkmalamt lernte er bei Arch. Reichhart die Problematik organischer Baustoffe bereits zu einer Zeit kennen, in der sich das Bewusstsein der Materialität und der Originalität der Baustoffe erst in der Denkmalpflege durchsetzen musste. Der Grundstein seiner Erfahrung war jedoch die Tätigkeit im Landeskonservatorat, die seiner Liebe zu Baudenkmalen und seiner Neigung entgegenkam, Dinge zu hinterfragen und ihnen auf den Grund zu gehen. Dazu kam seine Beherrschung handwerklicher Techniken, mit denen er wie kein anderer vertraut war.



Als Referent im Landeskonservatorat war er für alle Belange des Denkmals verantwortlich. Manche Denkmaleigentümer erinnern sich mit Vergnügen an sein umfassendes Wissen und sein Weltbild, das weit über die Erhaltung der Baudenkmalen hinausging. Er konnte ebenso wertvolle Hinweise für Gartenliebhaber geben, wie auch künstlerische und denkmalpflegerische Fragen beurteilen. Hinter jedem erfolgreichen Mann steht eine Frau. Im Fall von Karl Neubarth war es seine Ehefrau Wilbet, die selbst an den Akademien für bildende Kunst und für angewandte Kunst studiert hat. Nach der Geburt der Kinder Friedrich und Dietlinde stand sie dem Haushalt vor und hielt ihm den Rücken für seine nicht endenwollenden Arbeitstage frei. Als Ergänzung zu seiner Beschäftigung mit Baudenkmalpflege, historischen Handwerkstechniken und Gartengestaltung hat sie eine Laufbahn als Künstlerin eingeschlagen; ihre Werke waren in zahlreichen Ausstellungen erlebbar.

Im von den Eltern ererbten Besitz in Plankenberg, für dessen Erhalt dieselben Grundsätze galten, wie für alle ihm beruflich anvertrauten Baudenkmalen, führte Karl Neubarth vor allem im Sommer ein gastfreundliches Haus. An die Begegnungen dort werden viele Kollegen und Freunde wohl immer gerne zurückdenken. Seine zurückhaltende, bescheidene Art erlaubte es ihm, stets als Mittler zum Besten des Denkmals zu wirken. Dieses Beste für die Baudenkmalpflege vertrat er jedoch unbeugsam, konsequent und mit Nachdruck. So werden wir Karl Neubarth stets in Erinnerung behalten. Sein Können und sein immenses Wissen werden uns immer fehlen. Seiner Familie gilt unser tiefempfundenes Beileid.

Franz Neuwirth

Reisen wie zu Kaisers Zeiten

Exkursion vom 22.–26.4.2018

Unsere geplante Reise mit dem nachgebauten **Kaiserzug Majestic Emperor** wird uns **Sonntag** mit Zusteigstationen in Wr. Neustadt und Graz über die weltberühmte Semmeringstrecke in den ehemaligen k. k. Kurort Abbazia / Opatija führen.

Das Arrangement umfasst:

- An- und Abreise: Wien-Franz Josefs Bahnhof. Kulinarik und Unterhaltung im Zug (Sektempfang, serviertes Frühstück, Lunch Kaffee, etc.)
- Sämtliche Transfers zum und vom Bahnhof Opatija inkl.
- Gepäcktransport vom Bahnhof ins Hotelzimmer wieder zum Bahnhof
- 4 Übernachtungen im Grandhotel MIRAMAR inkl. Halbpension im Superior-Doppelzimmer mit Balkon für 2 Personen (Einzelbelegung plus € 200,-)
- Willkommensgruß am Zimmer mit Meerblick. Vielfältiges Hotel- und Sportprogramm, Hallenschwimmbad etc.

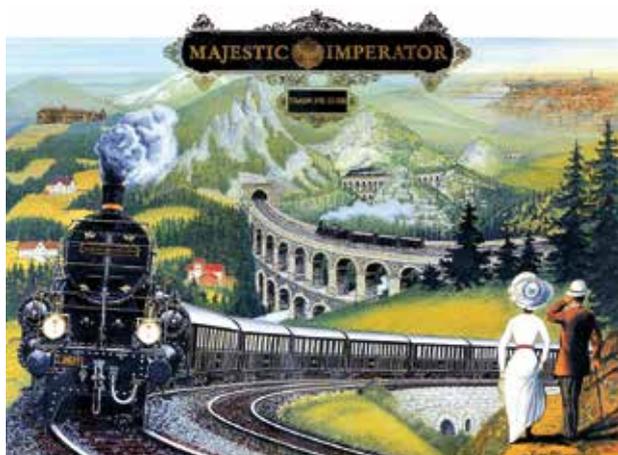
- **Montag:** Kennenlernen von Opatija / Abbazia (Führungen: Mag. Vasko-Juhász)
- **Dienstag:** Busreise nach Pola ehemaliger k. k. Militärhafen
- **Mittwoch:** Busreise nach Rijeka / Fiume. Weiters Traumbucht von Bakar (Militärstützpunkt von Karl VI., Kastell von 1530). Dann entlang der Adria-Küste zur beeindruckenden Tito-Most (Brücke), dann in die alte Hafenstadt Crikvenica mit dem weltberühmten Grandhotel Erzherzog Josef von 1895
- **Donnerstag:** Rückreise mit dem Hofsalon-Reisezug (inkl. Kulinarik, etc.)

Reiseanmeldung bis zum 31.1.2018 erforderlich

gesellschaft@denkmal-ortsbildpflege.at

Preis: Pro Person € 1.950,-

Kurtaxe und Steuern inkludiert. Bitte schließen Sie eine Reiserücktrittsversicherung ab. Kostenfreier Rücktritt nur bis 2 Monate vor Reiseantritt möglich.



Impressum

Eigentümer und Herausgeber: Österreichische Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege, A-1010 Wien, Karlsplatz 5, Künstlerhaus. Redaktion: Univ.-Prof. Dr. Mario Schwarz, Mag. Desirée Vasko-Juhász; Satz: Mag. Christoph Freyer (www.christoph-freyer.at), Druck: Wograndl, www.wograndl.com

Informationen unter www.denkmal-ortsbildpflege.at, gesellschaft@denkmal-ortsbildpflege.at Grundlegende Richtung gemäß § 2 der Vereinsstatuten: Erforschung und Pflege der historischen Denkmäler und Aufgaben der Orts- und Stadtbildpflege.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Autoren. Vereinsmitglieder erhalten je ein Exemplar dieser Ausgabe gratis. Nachbestellungen gegen Spesenersatz. Der jährliche Mitgliedsbeitrag für 2018 beträgt € 35,- Bankverbindung: ERSTE BANK der Österreichischen Sparkassen, BIC: GIBAATWW, IBAN: AT94 2011 1000 3026 2860; ISSN: (AU)0039-1026.

Preis des Heftes € 16,- keine MWSt. (+ Porto)

Autorenverzeichnis

Prof. DI Maria Auböck

Architektin mit Spezialisierung auf Landschaftsarchitektur, zahlreiche Gastprofessuren, www.auboeck-karasz.at

Mag. Peter Bogner

Kunsthistoriker, Kurator, Direktor der Kiesler Stiftung Wien, bogner@3001communication.at

Mag. Christoph Freyer

freier Kunsthistoriker und Webdesigner, bureau@christoph-freyer.at, www.christoph-freyer.at

Univ.-Prof. DI Diether S. Hoppe

Architekt, ehem. Univ. Assistent, Lehrbeauftragter für Industriebau und räumliche Tragwerke, Hon. Professor, Ehrengast der TU Wien, HR, SV für Hochbau und denkmalgeschützte Architektur, Sanierung u. a. Postsparkasse, Historismus und Gegenwartsarchitektur, CEO der HOPPE architekten ZT-GMBH, Vorstandsmitglied der ÖGDO, www.hoppe.at

PD DI Dr. Friedmund Hueber, Univ.-Prof. Architekt i. R.

Präsident der Österr. Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege, lehrt(e) an der KU-Leuven, TU-Wien und FH-Campus Wien, Ortsbildsachverständiger in der Steiermark, war Präsident des Denkmalbeirates beim BDA, Leiter des Ludwig Boltzmann Institutes für Denkmalpflege und Archäologische Bauforschung, wirkl. Mitglied des Österr. Archäologischen Institutes, Mitglied von ICOMOS, der Koldewey-Gesellschaft und des Künstlerhauses, friedmund.hueber@gmx.net

Univ.-Doz. Dr. Manfred Koller

Studien von Konservierung-Restaurierung an der Akademie der bildenden Künste und Kunstgeschichte-Archäologie an der Universität Wien. Mitarbeiter bzw. Leiter der Restaurierwerkstätten des Bundesdenkmalamtes (1965–2005), Lektor bzw. Dozent an 4 Wiener Universitäten, Prof. h.c. Staatl. Hochschule für Bildende Kunst, Dresden, Honorary Fellow International Institute for Conservation (London), Gründer und Schriftleiter der „Restauratorenblätter“ (Wien 1973–2011)

Dipl.-Ing Franz Neuwirth

Architekturstudium an der TU-Wien 1970, ICCROM-Kurs-Arch.Kons.1973. Bundesdenkmalamt 1971–1994; Ministerialrat im Kulturministerium 1994–2007, zuletzt UNESCO-Welterbebeauftragter. Lektor Academia Istropolitana Nova seit 1991; Lektor FH-Bau/Campus Wien seit 1998, Mitglied von ICOMOS seit 1981, ICCROM-Council 1994–2000, ICOM seit 2005, Vorstandsmitglied der ÖGDO, f.neuwirth@gmx.net

Univ.-Prof. Dr. phil. Mario Schwarz

am Institut für Kunstgeschichte der Universität Wien, Vorstandsmitglied der ÖGDO, mario.schwarz@univie.ac.at

WAS HALTEN SIE VON
WOHNQUALITÄT?

www.bauphysik-suntinger.at | www.building-physics.at

BAUPHYSIK.
SUNTINGER

Veranstaltungskalender

Vorankündigung der nächsten Veranstaltungen

Führung „Neue Forschungen zum Riesentor von St. Stephan und der Virgilkapelle“

Es führt **Univ.-Prof. Dr. Mario Schwarz**

16. 1. 2018, 16 Uhr

Anmeldung: gesellschaft@denkmal-ortsbildpflege.at

Ort: Riesentor, Stephansplatz, 1010 Wien

Vortrag „Josef Frank und der Werkbund“

Dr. Marlene Ott-Wodni

13. 3. 2018, 18 Uhr

Ort: SR des Instituts für Kunstgeschichte der Universität Wien, AAKH, Hof 9, Garnisongasse 13, 1090 Wien

Vortrag „1938–1945. Hitlers Pläne für die Neugestaltung der Stadt Wien“

Mag. Dr. Ingrid Holzschuh

12. 4. 2018, 18 Uhr

Ort: SR des Instituts für Kunstgeschichte der Universität Wien, AAKH, Hof 9, Garnisongasse 13, 1090 Wien

Exkursion „Reisen wie zu Kaisers Zeiten“ - Zugfahrt mit dem Majestic Imperator nach Opatija/Abbazia

22.–26. 4. 2018 (näheres siehe S. 66). Anmeldung unter: gesellschaft@denkmal-ortsbildpflege.at

Bitte entnehmen Sie alle aktuellen Vorankündigungen zu Veranstaltungen der ÖGDO dem Newsletter und der Homepage der ÖGDO (www.denkmal-ortsbildpflege.at/programm.html). Die jeweils nächste Veranstaltung ist auch über facebook <https://facebook.com/oegdo> abrufbar.

Der Bezug des Newsletters ÖGDO-Aktuelles kann kostenlos bei Bekanntgabe Ihrer E-Mail-Adresse abonniert werden.

Mitgliedschaft in der Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege

Die Österreichische Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege (ÖGDO) teilt mit, dass der Jahresbetrag 2017 für ordentliche Mitglieder, der zum Bezug der Zeitschrift „**STEINE SPRECHEN**“ berechtigt, gemäß Beschluss der 32. Ordentlichen Hauptversammlung € 35,- beträgt. Der Jahresbeitrag enthält keine Umsatzsteuer.

Gebeten wird um Einzahlung oder Überweisung des Jahresbeitrages auf folgendes Konto: ERSTE BANK, Empfänger: Österreichische Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege, IBAN: AT94 2011 1000 3026 2860, BIC: GIBAATWW mittels Zahlschein oder Net-Banking. Bitte, vergessen Sie nicht, Name, Adresse und Zahlungszweck anzugeben.

Wenn Ihnen Denkmal- und Ortsbildpflege Anliegen sind und Sie unsere Veranstaltungen interessieren, sind Sie herzlich eingeladen, Mitglied unserer Gesellschaft zu werden.

(Anmeldeformular unter www.denkmal-ortsbildpflege.at/mitgliedschaft.html)

Die Österreichische Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege ist nicht für die Einholung von Bildrechten verantwortlich oder haftbar. Dies obliegt den jeweiligen Autoren und wird nach bestem Wissen in Steine sprechen durchgeführt.